Bauer, Blut und Glaube

Ein Gespräch um Religion vor einem Karfreitag

Kurt Blank

Nordische Stimmen

Zeitschrift für nordisches Wesen und Gewissen
herausgegeben von Dr. Bernhard Kummer

Bezugspreis vierteljährlich 1,50, halbjährl. 3,— (durch jede Postanstalt und jede Buchhandlung zu haben).

Die Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums urteilt in ihrer offiziellen Zeitschrift „Bücherkunde" 1935, Heft 8 S. 270:

Die von dem bekannten Vorkämpfer des nordischen Gedankens herausgegebene Monatszeitschrift gehört zu den führenden völkisch gerichteten, kulturpolitischen Zeitschriften Deutschlands. Aufbauend auf den gesicherten Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung, nimmt sie Stellung zu allen wichtigen Gegenwartsfragen auf dem Gebiet der deutschen Geschichte, Vor- und Frühgeschichte, Rassenkunde, Religion und Philosophie. Im Mittelpunkt steht die Herausarbeitung einer geschlossenen nationalsozialistischen Weltanschauung auf der Grundlage von Alfred Rosenbergs: „Mythus des 20. Jahrhunderts". Durch zahlreiche Einzelbeispiele wird der zielbewußt geführte Kampf kirchlich-reaktionärer Kreise gegen das nationalsozialistische Gedankengut aufgedeckt, werden die geschichtlichen Fälschungsversuche, insbesondere der römischen Gegnerschaft, klargestellt und die von diesen Seiten ausgehenden dauernden Übergriffe entschieden zurückgewiesen.

Aus den letzten Heften (September 1934— April 1935) seien folgende bedeutungsvolle Aufsätze hervorgehoben: Kummer: „Germanenkunde im Kulturkampf", „Priester Europas wahrt eure heiligsten Güter!"; von Gersdorff: „Theologische Greuelpropaganda"; Solger: „Mythus und Dogma"; Rosenfelder: „Artgebundene Ethik" und Dultz: „Das Reich der Deutschen und Heinrich der Löwe".

Wertvoll sind außer den Buchbesprechungen und Schrifttumsübersichten auch die Hinweise für die Arbeitskreise, in denen auf die der völkischen Forschung gestellten notwendigen und vordringlich wichtigen Aufgaben aufmerksam gemacht wird.

Die Zeitschrift wird allen Partei- und Staatsdienststellen, Schulungsorganisationen, öffentlichen Büchereien und Schulbüchereien auf das Wärmste empfohlen.

Adolf Klein Verlag, Leipzig S 3

Völkisches Erwachen
Herausgegeben von Gustav von Reinkirch

Heft 8

Bauer, Blut und Glaube

Ein Gespräch um Religion vor einem Karfreitag

Von

Kurt Blank

1936

Adolf Klein Verlag, Leipzig

Druck: Buchdruckerei H. Eschenbacher, Leipzig

Vorwort

Nur die Religion, die der Erhaltung des Volkes und der Steigerung seines Lebensgefühls dient, hat einen Wert für das Volk. Ein Buch, das diese Religion zum Gegenstand seines Inhalts macht, muß für das Volk geschrieben sein und muß aus dem Volk heraus seinen Stoff gestalten.

Was nützt dem Volk ein Buch mit noch so vielen Wahrheiten und Erkenntnissen, wenn es nur einer Schicht geistig interessierter Menschen etwas zu sagen weiß. Volk ist vor allem die große breite Masse der einfachen, unverbildeten Herzen, die wohl etwas fühlen von dem Ringen unserer Zeit, die aber nicht begreifen können, weil man ihnen die Fragen immer nur mit dem Verstande beantwortet, die doch vorerst eine Sache des Blutes, ihres Gefühls sind. Religion ist eine Sache des Herzens, des Blutes, sie will vor allem gefühlt und empfunden, und nicht allein bewiesen sein. Ich bin deshalb in vorliegender Schrift immer vom blutbestimmten Gefühl des einfachen deutschen Menschen ausgegangen und habe Verstand und Vernunft nur soweit mitsprechen lassen, als sie zusammen mit dem artsicheren Gefühl unseres Blutes eine innere Ganzheit bilden.

Wer diese Schrift nur mit dem Verstande liest, dem wird sie nichts von dem geben, was sie Dir, deutscher Volksgenosse, Dir, deutscher Bauer, geben will, das Bewußtsein für die blutgebundene Beziehung Deines Ichs zum Göttlichen durch Dein Volk.

Der Verfasser.

Stolzenhagen bei Wandlitz (Mark),
im Lenz 1936 n. Z.

Ich komme von unserem Hof ins Dorf und betrete den alten Dorfkrug. Freundlich begrüßt mich Vater Reincke, der alte Krüger. Wir sind alte, gute Bekannte. Er ist keiner von den aalglatten, ganz auf Kundendienst eingestellten Gastwirten. Er ist Bauer. Zäh und hart in seinen Grundsätzen, eigenwillig bis zur Querköpfigkeit und naturverbunden, wie nur einer, der weiß, daß er selber ein Stück Heimat ist. Wir sprechen vom Vieh, von der Wintersaat und vom Wetter. Prüfend schauen dabei die Augen des Alten zum Fenster hinaus in den dämmernden Lenzabend. „Ja", sage ich, „schlecht genug war das Wetter bis jetzt, aber es sieht ja so aus, als wenn es zu den Feiertagen besser werden will", indem ich dabei dem prüfenden Blick des alten Krügers folge. „Ja, morgen ist Karfreitag", antwortet der Alte bedächtig und schweigt und scheint mit einem Male das Wetter ganz vergessen zu haben. Licht und Schatten verschwimmen im schwächer werdenden Licht eines sinkenden Tages. Schwerfällig tickt die Uhr an der Wand, und von drüben über den Hof hört man aus dem Stalle kurz eine Kuh aufbrüllen. Vater Reincke steht hinter der Theke, die Ellenbogen auf den Schanktisch gestützt. Seinen Kopf auf der linken Hand ruhen lassend, zieht er nachdenklich an seiner Zigarre. „Ja, morgen ist Karfreitag", wiederholt Reincke, und unvermittelt fragt er plötzlich, mich beim Vornamen nennend: „Ja, Robert, weshalb ist dieser Feiertag nun jedes Jahr an einem anderen Tage. Wenn Christus an diesem Tage gestorben sein sollte, dann müßte er doch jedes Jahr wieder auf denselben Tag fallen."

Erstaunt sehe ich von der anderen Seite des Schanktisches auf. Wie kommt der Alte da vor mir plötzlich auf solche Gedan-

ken. Ich frage Reincke danach. „Wie ich darauf komme“, wiederholt er und fährt fort, „weil wir gerade von Karfreitag sprachen und weil mir dabei der Wilhelm einfiel. Du kanntest ihn ja auch, der an einem Karfreitag da unten in Palästina gestorben ist.“ Ich kenne diese Geschichte. Wilhelm war ein Schwestersohn des alten Krügers. Als Deutschland im Weltkriege den Versuch unternahm, durch deutsche und türkische Truppen den Suezkanal sperren zu lassen, da hatte sich auch Wilhelm Beeck, Reinckes Schwestersohn, für das deutsche Expeditionskorps gemeldet. Ich entsinne mich noch, wie er in seiner gelben Khakiuniform zu uns kam, um sich von uns zu verabschieden. Ein Jahr später hörten wir dann, daß der helle lebensfrohe Junge in einem Feldlazarett da unten an der Ruhr verstorben war. Daß das nun gerade ein Karfreitag gewesen war, wußte ich nicht, aber jetzt wird mir mit einem Male der Zusammenhang klar, und ich begreife, wie der alte Reincke plötzlich auf diese Frage kam. „Ja, sieh mal“, fährt Reincke fort, „Wilhelm Beeck war nun an einem Karfreitag da unten gestorben, aber jedesmal, wenn wieder ein neuer Karfreitag kam, war es nicht der Todestag von Wilhelm Beeck. Dabei ist mir dann zum ersten Male bewußt geworden, daß wir auch den Todestag des Herrn in jedem Jahre an einem anderen Tage begehen. Wie, Robert, ist das möglich. Die Kreuzigung Jesu kann doch nur an einem bestimmten Tage erfolgt sein. Warum begeht man nicht diesen Tag als Kar- oder Todestag des Herrn. Wir begehen Wilhelm Beecks Todestag doch auch nicht in dem einem Jahre einmal am 27. März, im nächsten Jahre am 30. März und in dem darauffolgenden Jahre wieder am 4. oder 5. April, je nachdem, wie die Osterzeit fällt, sondern wir sagen das nur, wenn der 27. März da ist, und sonst eben nicht. Dabei müßte doch sein Todestag mit dem von Christus zusammenfallen, da er doch an einem Karfreitage gestorben ist. Ich habe mir umsonst den Kopf darüber zerbrochen“, schließt der alte Krüger. „Ja, irgend etwas stimmt da nicht“, pflichte ich Hermann Reincke bei, „du hast ganz recht mit deinem Zweifel. Irgend etwas stimmt da nicht, denn nach unserem diesjährigen Kalender müßte

Christus am 19. April ans Kreuz geschlagen sein, während es nach dem vorjährigen am 30. März gewesen sein müßte, und wenn es richtig ist, daß Wilhelm Beeck am Leidens- und Todestage Christi gestorben ist, so wäre danach Christus an einem 27. März gekreuzigt und gestorben." — „Aber weshalb", unterbricht mich Vater Reincke, „nimmt man nicht den wirklichen Todestag Christi als Kartag? Weiß man den nicht? Weshalb verlegt man die Kreuzigung Jesu in jedem Jahre auf einen anderen Tag? Sie kann doch nur an einem Tage erfolgt sein. Weiß man das nicht? Man weiß doch sonst alles so genau über Leben und Sterben des Herrn." — „Nein", sage ich, „darüber weiß man nichts, und niemand seiner Zeitgenossen hat darüber etwas aufgeschrieben." — „Aber", wirft Reincke dazwischen, „die Bibel beschreibt doch alles ganz genau über Leben und Sterben Jesu." — „Nein", erwidere ich, „die Aufzeichnungen über Jesu sind sämtlich erst sehr viel später erfolgt. Niemand von den Menschen, die uns in der Bibel von ihm erzählen, hat ihn gekannt und alles, was sie über ihn schrieben, wußten sie nur vom Hörensagen."

Angestrengt sinnt der Bauernkopf da vor mir nach. Ich betrachte währenddessen diesen Kopf. Eckig und kantig ist alles an ihm. Die Nase, Stirn und Kopfform verraten uraltes nordisches Blut. Das Blau der Augen ist zwar mit den Jahren blasser geworden, und von dem einstigen Blond der Haare ist nichts weiter übriggeblieben als ein schwacher rötlich blonder Schimmer, der die spärlichen, fast weißen Haare überzieht. Wieder sieht der Kopf auf zu mir, und eigenwillig sagt der Alte: „Ja, wenn man nun schon den Sterbetag des Heilands nicht kennt, weshalb wechselt das Datum des Karfreitags in jedem Jahre? Er kann doch nur an einem Tage gestorben sein, und selbst, wenn dieser Tag, den wir dafür nehmen, nur ein angenommener wäre, so müßte er sich doch immer wieder am gleichen Tage eines jeden Jahres wiederholen. Wir feiern doch Weihnachten, Christi Geburt, auch nicht einmal am 15. Dezember, und im nächsten Jahre am 6. Januar oder 30. Dezember oder sonst an irgendeinem anderen Tage. Nein, wir feiern jedes Jahr am 25. Dezember den Ge-

burtstag Christi, und warum begeht man nun nicht auch an ein und demselben Tage seinen Tod am Kreuze. Das begreife ich nicht", endet kopfschüttelnd der alte Krüger.

Heiß wird mirs ums Herz, denn ich fühle, hier bricht etwas auf, hier empört sich das jahrtausendalte Blut einer Rasse gegen einen Zwangsglauben. Noch ist es nur instinktiv, und der alte Bauer da ist sich noch keineswegs bewußt, daß es das Sich-auflehnen seines Blutes gegen etwas Artfremdes ist. „Bauer Reincke", rede ich ihn an, „lange Zeit sitzt Eure Familie, oder deutsch gesagt Eure Sippe, auf diesem Hof. Einige hundert Jahre sind es wohl schon. Aber diese lange Zeit ist eine kurze Zeit im Verhältnis zu jener langen Spanne Zeit, in der Eure Sippe, Euer Blut, unser Blut, auf diesem Boden wuchs. Schon Tausende von Jahren vor unserer Zeitrechnung haben Eure Ahnen diesen Boden bebaut und auf ihm geschafft, und in Tausenden von Jahren gaben sie dieser Heimat ihr Gesicht. Geht sie einmal zurück die Kette Eurer Ahnen bis in jene graue Vorzeit hinab, und seltsam wird Euch dann erscheinen, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil Eurer Vorfahren, etwa die der letzten 7 bis 800 Jahre davon Christen waren, während der weitaus größte Teil Eurer Ahnen, viele Tausend Jahre hindurch, nichts von Christus und Christentum wußten. Dieser Ungetauften aber, die man oft so verächtlich Heiden nennt, schämen sich viele als Christen, ohne daran zu denken, daß es doch ihr Blut ist, das in unseren Adern fließt, daß es doch ihr Erbe ist, das wir in unserer seelischen Haltung erkennen. Aber man vergaß das in den letzten Jahrhunderten, und man vergaß die, denen wir unsere starken sittlichen Kräfte verdanken. Statt ihrer erwählte man sich lieber Menschen fremden Blutes und fremder Art zum Vorbild. Krummnasige Hebräer mit platten Füßen, die sich der Welt als das auserwählte Volk vorstellten. Dieser Sippe von Erbschleichern, Gaunern, Blutschändern und Kupplern ließ man sich als die Kinder Gottes preisen. Forscht einmal nach, wie viele Eurer Vorfahren aus der christlichen Zeit die Namen dieser Hebräer, wie Jakob, Daniel, Joseph, Abraham und andere als besondere Zei-

chen ihrer engen Verbundenheit mit diesen Kindern Israels jüdische Namen getragen haben. „Wer Christi ist, der ist auch Abrahams Same“, so lehrte die Bibel, und im gläubigen Vertrauen auf dieses Buch, als das Wort Gottes, wurde man zum Knechte Judas, und da, wo sich bei einem das Blut empörte, an solchen Zauber zu glauben, da schleppte man ihn zur Folter und zum Scheiterhaufen, und dessen Blut tilgte man aus, weil es schrie nach einem arteigenem Glauben. — In langer Geschlechterreihe haben Ahnen von Euch dieses Land bewohnt, ohne eines Priesters Taufe kennengelernt zu haben, und damit ohne eine Erlösung von Sünden und Höllenqual. Wißt Ihr, was diese „Verworfenen“, diese „Unglücklichen vor dem Herrn“, wie kirchlicher Hochmut sie nannte, wißt Ihr, was diese, Eure Ahnen, für Menschen waren? Menschen waren es, mit einer sittlichen Kraft und Stärke, auf die Ihr und wir, unser ganzes Volk, stolz sein können. Kerle waren's, die wußten, was grad war und was krumm war. Kerle waren es, die nur eine Sünde kannten, den Verrat an der Gemeinschaft, und für die es nur eine Höllenqual gab, ihre Ehre verloren zu haben. So wie Ihr, so bauten sie den Boden, so zogen sie ihr Vieh, und sahen ihr Leben als eine Aufgabe an, die sie zu erfüllen hatten an ihrer Sippe, an ihrem Volk, an ihrem Blut. In strenger Zucht und Sitte lebten sie, Mann und Weib, Alte und Junge, und sie waren vielen anderen Völkern ein Vorbild, wie es uns ein Römer Tacitus berichtet. Über allem stand ihnen die Ehre, und sie war gepaart mit einer unbändigen Freiheitsliebe. Tapferkeit, Treue und Ritterlichkeit waren die Tugenden, die sie als Heil für sich erstrebten. Tief und eng fühlten sie sich mit der sie umgebenden Natur verbunden, die ihnen in den ewigen Gesetzen ihrer Art selber Ausdruck des Göttlichen war. Ihre Götter waren ihnen Ausdruck der gestaltenden Kraft in Erde und All. Sie waren ihnen Helfer und Nützer im Kampfe gegen alles Zerstörende und sie Bedrohende. So war ihnen die Göttin Ostera der Ausdruck der schaffenden Kraft, die das neue Leben erschafft und aus Ruhendem neues Leben wieder auferstehen läßt. Dieser

schaffenden Kraft, als Göttin der Fruchtbarkeit gesehen, feierten unsere Ahnen in vorchristlicher Zeit ein Fest, das fiel um die Zeit des ersten Vollmondes nach Frühlingsanfang, und das sie nach der Göttin Ostera die Ostern oder das Osterfest nannten." Hier unterbricht mich der alte Reincke wieder, der bis hierher schweigend zugehört hat. „Deshalb ist also Karfreitag und Ostern in jedem Jahre auf einen anderen Tag?" — „Ja", antworte ich. — „Dann ist es doch eigentlich gar kein christliches, sondern ein heidnisches Fest", sagt Reincke. — „Ja", erwidere ich, „es ist das altheidnische Frühlingsfest unserer Ahnen, und all die damit verbundenen Gebräuche, wie Osterfeuer, Osterwasser und Ostereier und sogar sein Name sind altheidnischen Ursprungs. Wollten wir wirklich christlich sein, so müßten wir das jüdische Passahfest dafür nehmen. Da aber das altheidnische unserem Blute arteigen war, ließ es sich nicht ausrotten, und lebte fort in jedem Einzelnen von uns." Ich sehe, wie es in dem Alten da vor mir arbeitet, und wie er sich bemüht, meinen Gedankengang anzufechten. Aber schließlich weiß er nur zu sagen: „Aber Religion muß doch sein!" — „Ja", sage ich, „das stimmt, aber meint Ihr, daß das nur etwas ist, was man Sonntags so zwischen 9 und 11 Uhr in der Kirche erlebt, oder bei Hochzeiten und Begräbnissen? Denkt einmal nach, Bauer, ob Ihr nicht manchmal, wenn Ihr mit Eurem Pfluge Furche neben Furche zogt, wenn frische, fruchtschwangere Erde am Streichbrett Eures Pfluges krümelte, wenn über Wald und Flur eine Stimmung lag, als ginge ein Gott durch den taufrischen Morgen und berührte alles, um es zu neuem Leben, zu neuer Frucht zu erwecken. Sagt, habt Ihr nicht manchmal so etwas gespürt und wurde Euch nicht dabei ganz still und feierlich vor der gewaltigen Schöpferkraft der Natur. War das nicht Religion? War das nicht Andacht tief und innerlich vor der Erhabenheit alles Werdens? Oder, wenn Ihr das Saatkorn dem Acker anvertrautet, fühltet Ihr Euch da nicht als eine schaffende Kraft, und war nicht Ernst und Feierlichkeit dabei in Euch, wenn Ihr dem Boden, der Eure Ahnen jahrtausendelang ernährt, das Saatkorn

anvertrautet? Oder denkt einmal nach, wie Ihr das erstemal das Vaterglück genosset. Wie Ihr zum erstenmal dieses kleine zappelnde Etwas, dieses Wunder des Lebens, Euer eigen Fleisch und Blut zum ersten Male in der Hand fühltet. War dieser Augenblick, wo Ihr schauernd dieses Wunder betrachtetet, das Ausdruck war Eurer Art, war dieser Augenblick nicht Gebet an die schaffende Kraft Eurer Art? — War es nicht auch die erhaltende Kraft Eurer Art, die Euren Kindern half, und die Ihr anflehtet, wenn Eure Kinder in fiebertollen Phantasien mit den zerstörenden Kräften von Tod und Krankheit rangen? Die lebendige Kraft Eurer Art war es, die Euch das Rechte dann tun ließ, und die erhaltende Kraft Eurer Art war es, die Euren Kindern half gegen die sie bedrohenden Kräfte aufzukommen. Diese schaffende Kraft Eurer Art war das Göttliche, das Gute; Gott und gut, sie kamen aus einer Wurzel bei Euren Ahnen. Dieses Göttliche war für sie überall. In ihnen, wie um sie, es war überall da, wo die schaffende Kraft nach den ewigen Gesetzen der Art das Leben schuf und bildete. Es durchdrang den Alltag und ihre Arbeit ebenso, wie es ihnen Fest und Freude verschönte, und es war ihnen guter Kamerad und Helfer in allen Lebenslagen. Als Kampfgenossen fühlten sie sich von ihm durchdrungen, und der Kampf war ihnen daher Ausdruck engster Verbundenheit mit dem Göttlichen. Im Kampfe zu sterben, bedeutete ihnen, auch nach dem Tode kämpfen zu dürfen für ihre Art. Sie fragten nicht viel nach ewiger Ruhe und sattem Frieden nach dem Tode. Die Erhaltung ihrer Art, sie erforderte Kampf in jeder Stunde, und für deren Ewigkeit zu kämpfen auch nach dem Tode, bedeutet ihnen höchste Vollendung. War es recht, diese Männer, deren letzte Sorge die Ewigkeit ihrer Art und ihres Volkes war, diese Männer zu vergessen, sie als gottlos verlästern und ihre Kultur als barbarisch verhöhnen zu lassen, und statt dessen krummnasige Hebräer unserer Art als Vorbild zu geben?"

Zustimmend nickt der Alte vor mir. „Ja, Robert", sagt er, „du magst ja recht haben, und manchmal kommen einem ja auch so mancherlei Gedanken, aber schließlich gibt man es doch immer

wieder auf, weil sich Unsereines dazwischen doch nicht zurechtfindet. Man fühlt manchmal einen Zwiespalt in sich, etwas Fremdes in unserem Glauben, aber ohne es doch begreifen und sich erklären zu können. Wenn einem das dann einmal so kraus durcheinander im Kopfe ging und man sich doch keinen Ausweg wußte, weißt du, Robert, dann ging ich hinaus in Gottes freie Natur und freute mich an seiner Schöpfung. Dann mußte ich immer an ein Wort meines Vaters denken: „Tue recht und scheue niemand!" Dann dachte ich, mag das nun sein, wie es will, damit kannst du nicht schlecht fahren." — „Das gleiche und nichts anderes taten unsere Ahnen in alter Vorzeit auch", werfe ich dazwischen, „und Ihr seht, wie wenig Unterschied im Grunde im religiösen Empfinden zwischen Heiden und Christen ist, wenn sie eines Blutes sind. Immer ist das Blut das Stärkere, das sich auch unter einer artfremden Form immer wieder durchsetzt, und das da, wo es diese Form nicht abzuschütteln vermochte, sie mit eigenem Inhalt erfüllte. Aber bleiben mußte auch dabei die Ungleichheit zwischen Form und Inhalt. Das ist der Zwiespalt, von dem Ihr spracht, das ist der Zwiespalt zwischen arteigenem Gefühl und Empfinden und fremder Art, Gott und die Welt zu sehen."

Sinnend sieht Reincke vor sich nieder, zieht wieder an seiner Zigarre und schweigt. Stille ist wieder im Raum. Ich merke, wie Gefühl und Verstand in Hermann Reincke miteinander ringen. „Weißt du", unterbricht er dann das Schweigen, „was du da eben gesagt hast, leuchtet mir wohl ein. Ich kann es mir wohl denken, daß unsere Vorfahren ganz früher nicht anders gefühlt haben als wir. Kein Mensch kann aus seiner Haut, sagt man und meint, daß niemand von seiner Art lassen kann. So verstehe ich schon, daß Art und Gefühl fest miteinander verwachsen sind, aber eines verstehe ich dann nicht, weshalb unsere Vorfahren dann ihren arteigenen, wie du sagst, Glauben so einfach wegschmeißen und dafür einen artfremden annehmen konnten." — „Das ist durchaus richtig gedacht, Reincke", entgegne ich, „nur ist es nicht so gewesen, daß unsere Ahnen ihren Glauben so einfach abgelegt

und dafür den christlichen Glauben angenommen hätten. Habt Ihr schon einmal von Herzog Widukind gehört? Dem Sachsenherzog. Zweiunddreißig Jahre lang wehrten sich diese Bauern gegen den fremden Glauben, zweiunddreißig Jahre lang bäumte sich dieses Bauernvolk auf gegen die Vergewaltigung seines innersten heiligsten Gefühls, und zweiunddreißig Jahre lang kämpften diese Niedersachsen gegen eine Übermacht für ihrer Väter Glauben. Habt Ihr nichts gehört von Karl, dem Sachsenschlächter? Karl den Großen nannte ihn eine Geschichte, die in Rom gemacht worden war. 4500 sächsische Bauern ließ dieser Karl an der roten Beeke bei Verden an der Aller abschlachten, weil sie sich weigerten, ihren Väterglauben zu verleugnen. Der Blutacker heißt jene Stätte seitdem, und die rote Beeke nannte das Volk den Bach, der rot geworden war vom Blute der 4500 gemordeten Bauern. So brachten die Diener der Liebe das Christentum zu unseren Ahnen. Nehmt einmal Euren Bauernkalender zur Hand und lest über Herzog Widukind und seine Gefolgsmannen. Freie Bauern waren es auf freier Scholle, die zäh hingen an dem, was sie groß und stark gemacht hatte, und die sich wehrten gegen fremdes Recht und fremden Glauben. Auch in den nordischen Ländern war es nicht anders. Mit Feuer und Schwert, mit Folter und Marter, mit Schwindel und Zauberspuk wurde die fremde Lehre eingeführt. Eine Lehre, ein Glaube, von dem der Einzelne, den man da zur Taufe zwang, überhaupt nichts wußte. Die Sendboten der neuen Lehre kündeten einen neuen Gott, einen stärkeren, der mehr Erfolg versprach und der an das Ich im Menschen appellierte. Wer sich nicht freiwillig auf dieses Geschäft einließ, den jagte man mit Feuer und Schwert von Haus und Hof, oder quälte ihn unter Martern zu Tode. Mit dem fremden Glauben kam auch das fremde Recht und die fremde Gewalt, und aus dem germanischen Freibauern wurde der Frohnbauer und Sklave der großen Herren und Klöster. Er, der einst als freier Mann seinen Boden bebaut hatte, sank auf die unterste Stufe der menschlichen Gesellschaft und war den anderen gerade gut genug, ihnen Brot und Lebensunterhalt zu schaffen. Ihnen mit seinem Zehnten

die Säckel zu füllen und ihnen mit seinen Fäusten im Kriegsdienst zu nützen. Das war die gottgewollte Ordnung, der Gottesstaat, wie ihn der Kirchenvater Augustin gepredigt. Der christliche Ständestaat, wie man ihn heute wieder in Österreich dem deutschen Menschen anpreist. Immer wieder hat das Bauerntum sich aufgelehnt gegen diese Knechtschaft, die man ihm als die göttliche Ordnung pries. Immer wieder hoffte das von allen verlassene Bauernherz auf Rettung und Hilfe, wenn es hörte, daß irgendwo wieder Einer aufgestanden war gegen römischen Zwangsglauben und römische Zwangsherrschaft. Aber immer wieder war das letzte Ende eines jeden Erhebungsversuches der Scheiterhaufen der kirchlichen Inquisition, mit dessen Flammen auch die schwachen Hoffnungen wieder verflogen. Bis nun endlich ein Großer kam, der die Sehnsucht nach Freiheit auch für den geknechteten Bauern zu erfüllen schien. Martin Luther mit seinem großen Reformationswerk. Nirgends fand er eine so gläubige Anhängerschaft als unter den Bauern. Gewaltig brach er auf, der neue Glaube, der endlich Erlösung aus Fron und Knechtschaft versprach, die endliche Gleichberechtigung am Lebensanteil. Wie ein gewaltiger Bergstrom brach es los in den großen Bauernkriegen. Ein heiliger Krieg war es, denn es war das Ringen um die heiligsten Güter, um Freiheit und Ehre der deutschen Bauern. Aber wie wurden sie da enttäuscht. Das was sie aus der Überzeugung heiligen Rechtes angefangen hatten, wurde von dem, den sie als Führer geglaubt, von Martin Luther, als verbrecherische Empörung gegen die göttliche Ordnung gebrandmarkt und verraten. Die große Stunde eines völkischen Erwachens hatte ein Martin Luther nicht verstanden, weil er nicht imstande gewesen war, sich vom Buchstaben der sogenannten Heiligen Schrift und von den Anschauungen eines christlichen Ständestaats zu lösen. So mußte der Bauer sein Joch in Schmach und Schande weiter tragen. Dann kam der 30jährige Krieg, und wieder war es der Bauer, der die Hauptlast daran zu tragen hatte. Bald waren es die Katholischen, bald wieder die Protestantischen, die ihm im Namen Christi das Letzte nahmen. Erst nahm man sein Vieh, dann

sein Brot, dann schändete man seine Frauen; und wenn man daran genug hatte, steckte man den Hof an und freute sich, wenn der rote Teufel über den Dachfirst tanzte. Denkt an den Schwedentrunk, den Jauchetrunk, an welchem Schweden wie Kaiserliche gleichermaßen ihren Spaß hatten, und das alles im Namen einer Religion, die sich als Künderin der Menschenliebe ausgab. Waren diese Christen, diese Bauernschinder besser, oder waren es jene, die als Heiden in Zucht und Sitte lebten? Wohl gingen auch diese mit ihren Feinden nicht zimperlich um, aber nie hatten unsere heidnischen Ahnen jene grausame Freude am Quälen und Martern eines Menschen gekannt, wie es nachher die christliche Inquisition unter jüdischer Anleitung so meisterhaft gelehrt hatte. Entweder erschlug der Germane seinen Gegner, oder er hing ihn mit einem Weidenzweige am nächsten Baume auf, aber das Zungenabschneiden, das Augenausstechen, das Ausreißen von Gliedern, das Strecken und vieles andere war einer christlichen Zeit vorbehalten geblieben. Zum Schindluder war der Bauer geworden und schließlich kam man dahin, ihn wie eine Handelsware um Geld zu verschachern. So wurden deutsche Bauern von ihren Fürsten als Soldaten an das Ausland verkauft. Erst die Bauernbefreiung eines Freiherrn v. Stein fing an, den Bauer wieder nach und nach in seine Lebensrechte einzusetzen. Aber noch bis vor ganz wenigen Jahren mußte der Bauer an seiner Rentenschuld tilgen. Das war die Ablösung von der Leibeigenschaft, von Fron und anderen Rechten der Herrschaft, von welchen das der ersten Nacht (prima noctis) die ganze Schändlichkeit und Unwürdigkeit deutschen Bauernseins offenbart. Das war die gottgewollte Ordnung, wie sie die Kirchen beider Konfessionen predigten. „Der Mensch sei untertan der Obrigkeit, denn alle Obrigkeit ist von Gott", damit hatte der Bauer sich abzufinden, damit war das Recht der anderen, ihn auszuplündern, ihn zu schuriegeln, geheiligt. Jeder Versuch, gegen diese göttliche Ordnung aufzubegehren, wurde als Gotteslästerung hingestellt, und mit der Verkündung der furchtbarsten Höllenstrafen scheuchte man den immer wieder emporkeimenden Freiheitsdrang der deutschen Bauern zu-

rück. So wurde ihm seine Gläubigkeit an die Wahrheit der Heiligen Schrift zur unlösbaren Fessel an artfremdes Recht. Heute hat eine starke Hand dieses artfremde Recht zerschlagen und den deutschen Bauer wieder frei gemacht, daß er wieder werden kann, was er soll, wozu Art und Natur ihn bestimmt haben, zum stolzen, freien Menschen." Die Augen Reinckes sind während meines Sprechens immer heller geworden, und jetzt sagt er: „Ja, Robert, das packt einen, wenn man so etwas hört, und neulich, da habe ich auch so was gelesen von Bauernnot und Bauerntod." Wie hieß das nur? — Ste — Ste—", — „Stedinger", ergänze ich. „Ja, Stedinger Ehre hieß das", ruft der alte Krüger aus. „Ja", sage ich, „da habt Ihr ein sehr bezeichnendes Beispiel, wie der Bauer von Herren und Pfaffen geknechtet und geplündert wurde. Wie aber der niedersächsische Bauer ebenso wie seine Ahnen zu Karl des Sachsenschlächters Zeiten sich immer wieder aufbäumten gegen Priesterherrschaft und schließlich lieber starben, als Knechte eines fremden Willens zu sein. „Läwer dod as Sklav!" Da ihnen der Bischof von Bremen nur die Wahl zwischen Beidem ließ, wählten sie, wie ihre Ahnen einst an der roten Beeke, mit verbissenem Trotz den Tod. Aber ihr Geist blieb lebendig, und wenn in diesem Sommer oben in Friesland die Stedinger Brüder auf der Stedinger Thingstätte vor Tausenden von Volksgenossen Stedingens Ehre zeigen, dann wird auch mancher etwas von dem begreifen, was wir sonst schlagwortartig mit „Blut und Boden" bezeichnen und, Vater Reincke, Ihr könnt es mir glauben, was da in diesem Sommer gespielt werden wird, das wird kein gewöhnliches Schauspiel sein, für die, die es sehen, sondern es wird eine Weihestunde für deutsche Bauern sein, für ihre Ehre, für ihren Trotz und für ihre Treue an Blut und Boden." Reincke nickt und sagt: „Ja, das möchte man wohl auch mal sehen." — „Ja", fahre ich fort, „und das sollten sich auch die von den Bauern ansehen, die noch nicht begriffen haben, was Bauer sein heißt. Daß sie Hüter eines Erbes sind, das sie zu hüten und weiterzugeben haben an kommende Geschlechter. Da in Stedingen, da würde ihnen klar werden, was ein echtes Bauern-

blut, für seine Art, für sein Blut und seine Freiheit zu leiden vermag. Da würde ihnen vielleicht klar werden, wie tief sie im Liberalismus versoffen sind, wenn sie meinen, frei sein heiße: machen können, was man wolle; frei sein heiße: von dem Erbe, das man verwalte, soviel verkaufen können, wie man wolle. Vielleicht würden diese bäuerlichen Liberalisten mit ihrem engen Horizont dann etwas weniger laut über die Erbhofgesetze schimpfen, wenn sie dort erleben, wie wirklich groß echte Bauernart ist, und wie klein sie selber mit ihrer Ichsucht sind."

Aufmerksam hat der alte Gastwirt wieder zugehört. Da springt plötzlich die Tür auf und hereingepurzelt kommen ein Junge und ein Mädel. Der Junge ist 9 und das Mädel ist 10 Jahre alt. Hermann und Gisela, zwei Enkelkinder des alten Krügers. Einen Augenblick stutzen sie, als sie mich sehen, aber dann stürzen sie lachend auf ihren Großvater und hängen sich an ihn. Sie tuscheln und flüstern ihm wichtig etwas zu. Ich vernehme etwas von Ostern und Ostereier. Nachdem Reincke das Enkelpaar lachend abgewehrt und dieses wieder zur Tür hinausgepoltert ist, sagt er, das Gespräch wieder aufnehmend: „Ja, Robert, du hast wohl recht mit dem, was du da vorhin sagtest, und doch werden wir die Kirche nicht entbehren können. Glaubst du, daß man den Kindern ohne Religionsunterricht die Ehrfurcht vor Gott und vor ihren Eltern und die Furcht vor der Vergeltung wird beibringen können? Es ist ja wohl richtig, daß wenn der Mensch erst erwachsen und imstande ist, mehr über alles nachzudenken, er mehr und mehr abkommt von dem, was man uns im Religions- und Konfirmandenunterricht gelehrt hat. Aber bis die Kinder einmal soweit sind, selber über diese Dinge urteilen zu können, muß man ihnen doch etwas mitgeben auf den Weg. Können wir aber die Religion bei unseren Kindern nicht entbehren, so können wir auch die Bibel nicht entbehren, und deshalb ist alles Reden darüber unnütz, magst du sonst auch noch so recht haben." Erwartungsvoll sieht mich Hermann Reincke an. Er hat viel auf einmal gesprochen. Das lange Reden ist nicht seine Art. Er hört sonst lieber zu, als daß er selber redet.

„Ja", antworte ich, indem ich seinem erwartungsvollen Blick begegne, „da meint Ihr also, daß Ihr und wir so geworden sind durch Bet- und Bibelstunden und damit die Kinder, die Euch eben am Halse hingen, lernen ihren Großvater achten und lieben, müssen sie die Bibel kennenlernen. Was glaubt Ihr wohl, was diese Kinder so an Euch hängen macht. Nicht das 4. Gebot aus dem Buche Mose, sondern Eure Art, Eure Gradheit, Eure Güte und Eure Liebe ist es, die sich selber Liebe und Achtung bei den Kindern verschafft. Ist es nicht einfach das Vorbild an sich, das den Jungen anspornt, seinem Vater nachzueifern und ihm gleich zu werden. Sind es nicht die Tugenden der Mutter, der erste Anreiz für das aufwachsende Mädel, eine ebenso gute Mutter und Hausfrau zu werden? Das beste Erziehungsmittel liegt zunächst im Vorbild der Eltern. Wenn dazu als Grundlage die gesunde Art kommt, jene Art mit nordischem Blut, dann kann bei der natürlichen Veranlagung zu Ehrbewußtsein, zu Freiheitsliebe, zu Wahrheit und Naturverbundenheit immer nur das herauswachsen, was schon unsere Ahnen so stolz und frei gemacht hat, Zucht und Sitte. Damit erfährt das Kind seine Erziehung in Beziehung auf die Familie und Sippengemeinschaft. Die Erziehung für die Volksgemeinschaft erfährt der Junge oder Mädel in der Schule und in der Partei. So muß auch der sogenannte Religionsunterricht ganz und gar mit dem Blick auf das Volk gerichtet sein. Volk muß da dem Jungen und Mädel zum Höchsten und Heiligsten werden, und im Glauben an dieses Allerheiligste, an die unvergänglichen Werte seiner Art, müssen sie erzogen werden. Aber sagt selbst, wie soll es möglich sein, den Glauben an das Volk in ein junges Herz zu pflanzen, wenn der allgemeine Schulunterricht und der Religionsunterricht sich derart widersprechen. Wie soll der aufwachsende Junge an die geschichtliche Sendung unseres Volkes und seiner Art glauben lernen, wenn man ihn im Religionsunterricht lehrt, an die göttliche Sendung des jüdischen Volkes zu glauben. Ausgerechnet Juda, das wir endlich dank dem Genie des Führers als das zersetzende Element bei den Völkern erkannt haben. In diesem sogenannten

Religionsunterricht lassen wir dieses Juda zum Träger und Verkünder der göttlichen Offenbarung machen. Wollen wir mit Vorbildern wie Abraham und Joseph, wie Isaak, Jakob und David unsere Jungen zu kämpferischer Lebenshaltung erziehen, oder zu starkem Ehrbegriff, zu Mut und Tapferkeit, zu Wahrheit und Rechtschaffenheit? Wollen wir mit Vorbildern wie Lots Töchtern, wie Rahel und Lea unsere Mädels zu Zucht und Sitte erziehen? Wollen wir mit der Auffassung eines Apostels Paulus über das Verhältnis von Mann und Weib oder mit den Vorbildern der jüdischen Vielweiberei des Alten Testamentes unseren zur Schule gehenden Mädels eine Ahnung von der Heiligkeit der Ehe beibringen?

Dabei muß ich an eine Szene denken, die ich im vorigen Sommer erlebte. Auf dem Wege nach Walddorf sehe ich eine ganze Schar junger Mädchen am Straßenrand sitzen. Lebhafte Bewegung verraten mir schon von weitem eine sehr angeregte Unterhaltung. Beim Näherkommen bemerke ich, daß das eine der Mädels ein Buch vor sich auf den Knien hat, mit dem Finger auf eine Stelle deutet, dann etwas vorliest, worauf dann jedesmal die ganze Schar in helles Lachen und Gekicher ausbricht. Als ich an der lustigen Schar vorüberfahre, klappt die Vorleserin das Buch verlegen zu, und dabei bemerke ich, daß es eine Bibel ist, deren Inhalt und interessanter Stoff so pikant und prickelnd auf die Sinnesnerven der jungen Zuhörerinnen gewirkt hatte. So unterhielten sich junge Mädchen auf dem Wege zum Konfirmationsunterricht mit der Heiligen Schrift, deren Inhalt, wie dieses Beispiel zeigt, alles andere als sittlich erzieherisch wirkt. Müssen wir denn ausgerechnet aus einem fremden Volke, aus einer fremden Geschichte unsere Vorbilder wählen? Ausgerechnet die, die wir unserer Jugend als das unser Volk zersetzende Element zeigen, und es dazu benutzen, unsere deutsche Jugend zum Glauben an die Offenbarung des Göttlichen zu erziehen. Gibt es in unserer Geschichte nicht Vorbilder genug, um unseren Jungens das Bewußtsein für Ehre und Charakter, für Freiheitsliebe und heroischer Lebenshaltung beizubringen? Gab es in unserem Volke nicht Frauen genug, die einem deutschen Mädel hätten Vorbild sein

können, um es durch ihr Beispiel zu Zucht und Sitte führen zu können? Müssen wir denn immer fremden Ersatz statt des eigenen Bodenständigen benutzen? Lernen wir doch einmal das Arteigene, das Rassischgebundene als das für uns Gute und Richtige erkennen. Die Wahl zwischen Arteigenem und Artfremdem wird uns immer zum Arteigenen führen, wenn wir uns von dem Irrtum frei gemacht haben, daß Gott das jüdische Volk zum Träger und Künder seines Heilsgedankens auserwählt habe, und daß daher der Glaube an die Sendung des jüdischen Volkes Voraussetzung jeder Religiosität sei. Wenn wir das als ein gemeines Betrugsmanöver jüdischer Volkszersetzer erkannt und uns davon frei gemacht haben werden, dann werden wir unseren Kindern nicht zumuten, den zu lieben, der sie haßt, dem gut zu sein, der ihnen Böses tut und dem Gutes nachzureden, der sie verleumdet. Denkt einmal an Eure Enkelkinder, an Euren Hermann, der nach Euch seinen Namen erhielt, denkt einmal darüber nach, in wie viele Konflikte Ihr den Jungen bringt, wenn Ihr von ihm etwas als Religion verlangt, was seiner Art und seinem Wesen durchaus fremd ist. Wie ihm so etwas absolut widernatürlich ist, artfremd und daher unbegreiflich erscheint. Wie er immer im Zweifel darüber gehalten wird, ob er seinem natürlichen Ehrgefühl entsprechend handeln, oder ob er sich nach der artfremden Lehre richten soll. „So dich jemand auf die linke Backe schlägt, so biete ihm auch die rechte dar", so lehrt Ihr den Jungen als Religion und macht damit den Pazifismus zur Richtschnur für den Jungen. Denkt Ihr, mit solchem Pazifismus aus Eurem Hermann, Wilhelm und Fritze stolze und wehrhafte Männer zu machen? Wozu lehrt Ihr Euren Enkeln so etwas, oder laßt es zu, daß es ihnen gelehrt wird. Würdet Ihr sie nicht selbst für ehrlos halten, wenn es ihnen einfallen sollte, sich danach zu richten. Handeln sie aber ihrem natürlichen, arteigenen Ehrgefühl zufolge, so sagt ihnen die Heilige Schrift, daß sie wider Gottes Gebot handeln. Ja, wider des jüdischen Gottes Gebot ist so etwas, wider Javehs Gebot. Jüdischer Art ist solche Auffassung arteigen, aber nicht unserem nordischen Blute.

„Ich aber bin ein eifriger Gott und werde die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied“, heißt es an einer Stelle der Bibel. Stellt Euch einmal Euren Hermann vor, diesen frischen blonden Jungen, und denkt daran, daß er eine Schuld sühnen sollte, die Ihr oder Euer Vater begangen habt. Euer eigenes Rechtsempfinden empört sich gegen solche Auffassung, aber trotzdem lehrt Ihr so etwas den Jungen und wißt gar nicht, wie Ihr mit jener asiatisch-orientalischen Grausamkeit auf das einfache Gemüt Eures frischen, fröhlichen Enkels wirkt. Meint Ihr, Ihr werdet damit in dem Jungen die Vorstellung von einem allgütigen und allgerechten Gotte wecken, wenn Ihr ihm erklärt, daß er für eine Schuld zu sühnen habe, von der er nichts weiß, die andere begingen. Nie wird seine Art das begreifen, und übrig bleibt letzten Endes nichts als die Angst und die Furcht vor der Grausamkeit eines fremden überirdischen Wesens. Artfremd bleibt dem Jungen das Wesen, das Ihr ihm als Gott erklärt, weil Ihr ihm diesen Gott mit einem seiner Art fremden Gefühl und Empfinden zeigt. „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er“, und „der Gerechte muß viel leiden“, sagt die Bibel von diesem Gott. Könntet Ihr, Vater Reincke, Euch überhaupt so etwas vorstellen? Könnt Ihr Euch vorstellen, daß Ihr Euren Hermann, der da vorhin so um seinen Großvater schmeichelte, könntet Ihr Euch vorstellen, daß Ihr diesen Racker schlagt, weil Ihr ihn besonders gern habt, und weil er Euch und seinen Eltern folgsam ist? Ihr könntet es einfach nicht, weil Euer ganzes Rechtsempfinden sich dagegen empören würde und Ihr mit Recht so etwas als saddistische Grausamkeit empfinden würdet. Aber auch der Junge würde nie so etwas begreifen, weil es seiner Art fremd und widernatürlich ist, und weil sein arteigenes Rechtsempfinden ihn da Anerkennung erwarten läßt, wo er sich bemüht hat, brav und gut zu sein. Meint Ihr, daß der Junge seinen Großvater als gerecht und gütig ansehen würde, wenn er da, wo er auf Anerkennung rechnet, Schläge bekommt? Ihr würdet auch niemals so handeln können, weil Ihr wißt, daß man damit nur Furcht, aber keine Ehrfurcht erweckt und nicht zu

Leistung und charakterlicher Haltung anspornt. Weil Ihr selbst von Euch wißt, wie Erfolg und Anerkennung unsere Leistung steigert und uns ermutigt, würde es Euch nie einfallen, solche biblische Methode bei Euren Enkelkindern anzuwenden, wie Ihr sie auch niemals bei Eurem Walter oder Eurem Lieschen angewendet habt. Aber trotzdem haltet Ihr es für richtig, so etwas den Kindern als Religion auf ihren Lebensweg mitzugeben."

Reincke macht ein etwas hilfloses Gesicht, von draußen hört man Kinderlachen, das Geklapper von Futtereimern und das aufgeregte Quietschen hungriger Schweine. Einen Augenblick vergißt der alte Krüger seine Verlegenheit und hört aufmerksam zum Hofe hinaus. Sein zufriedenes Gesicht zeigt, daß er alles in Ordnung findet. Sich dann besinnend, sagt er: „Ja, weißt du noch mehr davon?" — „Ja", sage ich fortfahrend: „Der Gerechte muß viel leiden, lehrt man als Religion. Ja, aber das ist doch auch so, werdet Ihr sagen. Gewiß ist es so, sage auch ich. Nur vergißt man, daß hinter dieser Tatsache an sich die Lehre von dem allgütigen und allgerechten Gotte steht, dessen Allgüte, Allgerechtigkeit und Allmacht solch ein Unrecht nicht zulassen dürfte. Wenn dann eins Eurer Enkelkinder in seiner Gewissensnot zu seinem Großvater kommt und diesen heimlich und schüchtern fragt, wie so etwas wohl sein kann, dann wißt Ihr ihm nichts weiter zu sagen, als: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er." Dann wißt Ihr nichts weiter als jene sadistische Grausamkeit dem Kinde als Erklärung zu geben, das sich nun erst recht keinen Rat weiß, wie es das richtig machen soll. — Überlegt einmal, wieviel eher Ihr dem Kinde helfen könntet, wenn Ihr ihm erklärt, daß es, wie alle seine Ahnen, wie alle Reinckes, Kämpfer ist für das Gute. Erklärt Eurem Jungen, daß, wer Kämpfer sein will, auch Schmerzen und Unbill ertragen muß, und daß, wer das Gute will, auch gegen das Böse stehen muß. Der darf dann nicht jammern um einen Streich, den ihm das Böse schlug, weil er für das Gute stand, sondern er wird stolz sein, wie ein echter Reincke gestritten und gelitten zu haben.

Solche Sprache, Vater Reincke, werden die Jungens verstehen,

weil sie von ihrer Art ist. Packt die Jungens an ihrer Ehre, bringt ihnen den Stolz bei auf ihren Namen, ihre Art und unser Volk. Zeigt ihnen, daß ihr Name, ihr Deutschsein für sie Verpflichtung ist, Verpflichtung für das Gute und Gerechte zu stehen. Dann sollt Ihr mal sehen, Vater Reincke, wie die Augen Eurer Enkel leuchten können, wie nicht Angst und Gewissensnot sie ratlos machen, sondern, wie Stolz und Ehrbewußtsein sie sicher das Richtige finden lassen. Erzählt ihnen von ihren Ahnen, von unseren Helden und großen Frauen, und Ihr werdet staunen, wie gut so ein bißchen deutsche Volksgeschichte doch so manche jüdische Legende aus der Bibel ersetzen kann und daß sie in ihrer Wirkung auf die Kinderherzen sehr viel besser ist, weil sie aus arteigenem Erleben unseres Volkes wuchs. Aber die Bibel ist ein großes Buch und gibt vielerlei Auffassung Raum und läßt jedem die Möglichkeit, sich das Passende herauszusuchen. Aber wie soll ein Mensch oder gar ein Kind sich aus diesem Wirrwarr der Auffassungen und der Gegensätze herausfinden. Nennt Ihr das ein Erziehungsmittel? — „Sei gut und folgsam den Geboten des Herrn, damit es dir wohl ergehe und du lange lebest auf Erden“, lehrt diese Bibel und appelliert dabei an das Ich im Kinde, um ihm dann gleich hinterher zu erklären, daß Gott den züchtigt, den er lieb hat, und man verlegt den Lohn für das Gut — und Folgsamsein ins Jenseits. Das Kind aber, das von Tod und Jenseits sich überhaupt keine Vorstellung machen kann und ganz und gar auf dem Boden steht, auf dem es gewachsen ist, wird immer das Diesseitsbezogene für sich in Anspruch nehmen, und bemüht sich mit allen Kräften, Gott wohlgefällig zu sein, um dafür den Erfolg seiner vielen kleinen Wünsche einzutauschen. Es betet, zehn-, zwanzigmal und öfter, um sich damit das Gehör des Herrn für seine Wünsche zu verschaffen. Es bemüht sich weiter, gut und fromm zu sein aus seiner einfältigen Überzeugung heraus, daß Gott sich daran erfreue und ihm dafür helfen werde. Aber es muß bald entdecken, daß der Erfolg seines Bemühens öfters ausbleibt. Es verdoppelt seine Anstrengungen in dem Glauben, es noch nicht gut genug gemacht zu haben. Aber trotz eifrigsten

Bemühens muß es mehr und mehr erkennen, daß der Erfolg mehr als zweifelhaft bleibt. Es beginnt der Zweifel an die Allgüte, an die Allgerechtigkeit, an die Allmacht des alleinigen Gottes zu keimen. Das ist der Zeitpunkt, Reincke, wo die Kinder zu Euch kommen und fragen und Ihr wißt ihnen nichts zu sagen als Worte, die für sie ohne Sinn und Inhalt sind, weil sie vom fremden Geiste reden. Ratlos gehen sie dann weg von Euch, hin und her gezerrt von den widerstreitendsten Gefühlen. Denkt zurück an Eure eigene Kinderzeit, wo Ihr sicher oft genug nicht wußtet, ob Ihr dem arteigenen, natürlichen Instinkt Eures Blutes oder der artfremden, unbegreiflichen Lehre folgen solltet, die man Euch in der Schule als Religion lehrte. Wieviel Gewissensnot wäre Euch und würde heut Euren Enkeln erspart bleiben ohne jene Methode von Religion." — „Ja", Robert", erwidert der Alte, „dagegen weiß ich nicht viel zu sagen. Ich bin Bauer und Krüger und habe anderes zu tun gehabt, als mir mit solchen Tüfteleien den Kopf zu zerbrechen. Du kannst das wohl besser. Mag dem nun sein, wie ihm wolle, eins steht doch nun fest, daß man mit dieser Religion doch ganz anständige Menschen aus uns gemacht hat." — „Nein", sage ich, „nicht mit, sondern trotz Christentum seid Ihr so geworden. Denn, wenn das richtig wäre, Reincke, dann hätten ja Eure vorchristlichen Ahnen nicht das sein können, was sie waren, freie, edle Menschen. So wie sie aus ihrer Art, aus ihrem Blute, Kraft und Stärke schöpften, so schöpftet auch Ihr, unbewußt zwar aus dem gleichen Quell, und wurdet das, was Ihr seid. Weil das Arteigene, das Blutgebundene stets stärker war als das Fremde, darum setzte es sich durch. Aber dieser Kampf zwischen arteigen und artfremd ist nicht der Kampf, der uns frisch und lebendig erhält, er ist ein fressendes Gift, das den Menschen hindert, die innere Ausgeglichenheit der Seele zu finden, die notwendig ist, uns Ruhe und Sicherheit im Leben zu geben.

Das Kind, das ganz und gar in der Wirklichkeit wurzelt, wird sich mit zunehmendem Alter immer mehr und mehr den praktischen Gegebenheiten seiner Umwelt anpassen. Seine 100%ige

Lebensbejahung verlangt eine lebensnahe Weltanschauung, und es sucht nach einem Standpunkt, die Welt und das Leben zu betrachten. Dabei wird es zwei Möglichkeiten finden, den Standpunkt des Ichs und den Standpunkt des Wir. Hier setzt die Aufgabe der Erziehung ein, das Kind auf den richtigen Weg zu helfen und es zu lehren, die Welt vom Standpunkte des Wir aus zu betrachten. Ebenso aber muß auch der Unterricht, der dem Kinde Religiosität beibringen soll, ganz vom Standpunkte des Wir ausgehen und Art und Volk, und Blut und Boden in den Mittelpunkt religiöser Auffassung stellen." — „Nein", wirft Reincke lachend ein, „da komm ich nicht mehr mit. Robert, denkst du denn, daß du einen Jungen oder Mädel dazu kriegst, immer erst an das Wir, an die anderen zu denken, und sich selber zurückzustellen. Denkst du denn, daß du den Bengels Ehrfurcht lehren kannst, wenn nicht etwas da ist, wovor sie Bange haben?" — „Das mit dem Bangemachen", sage ich, „ist nicht anders als mit dem Versprechen vom Lohn der guten Tat. So wie das Kind bald erfährt, daß der Lohn für sein Bemühen mehr als einmal ausbleibt, so merkt es auch bald, daß die für irgendwelche Sünden angedrohten Strafen meist nur leere Schreckgespenste sind, die ihm nicht weiter wehetun. Erzählen könnt Ihr Euren Enkeln viel, Vater Reincke. Da, wo Ehr- und Artbewußtsein die Jungens nicht abhalten können, irgend etwas auszufressen, wird es höchstens durch die ganz reale Senge zu erreichen sein, mit der sie von Vatern oder Muttern zu rechnen haben. Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß die Jungs nur die Strafe wirklich fürchten, die ihnen irgendwie fühlbar wird. Die irdische Gerechtigkeit mit den Machtmitteln des Staates und der elterlichen Gewalt imponiert den Jungens mehr als alle Androhung von der strafenden Hand Gottes. Denkt doch selbst daran, ob Euch solche Drohungen als Junge von einem Ausflug in einen fremden Kirschbaum haben abhalten können. Aber welch ein Schreck, wenn zufälligerweise die Uniform eines Gendarms oder die Gestalt Eures Lehrers sichtbar wurde. Ist es nicht so, Vater Reincke?" — Lachend bestätigt der alte Krüger meine Worte. —

— „Üben Staat und Eltern“, fahre ich fort, „da, wo es not tut, ihr Strafrecht richtig aus, so braucht man keinen Teufelsspuk und Schwarzen Mann, das Kind folgsam zu machen. Ist es aber nicht so, daß gar zu häufig dem lieben Gott die Rolle des Schwarzen Mannes zugedacht wird, und man wundert sich dann, daß dieses Erziehungsmittel so oft versagt. Damit erzieht man keine Ehrfurcht, sondern höchstens die feige Furcht vor eingebildeten Gefahren, und macht das Kind zum feigen Weichling. Feigheit aber ist das Grundübel, auf dem alle anderen Untugenden und Laster wachsen. Ihr meint weiter, das Kind würde nicht das Wir, nicht die Gemeinschaft, sondern stets zuerst sein Ich, sein eigenes Interesse als Ausgangspunkt seines Handelns wählen, wenn es nicht durch die Art, wie ihm die Religion beigebracht würde, zur Gemeinschaft und zur Nächstenliebe erzogen würde. — Hat denn das Kind außer seiner Furcht vor ihm Unangenehmen nicht auch noch andere Anlagen, die seine Art, sein Blut ihm mitgaben? Ist da nicht der Stolz auf Leistung gepaart mit seinem persönlichen Geltungsbedürfnis? Was meint Ihr wohl, wie das den Eifer Eurer Jungens anspornt und wie sie im Stolz auf eigene Leistung immer weiter nach vorwärts streben. Mit diesem Streben nach Leistung wächst ihr Selbstvertrauen, ihr Mut und ihre Entschlossenheit. Diese aber zur Geltung zu bringen, dazu brauchen der Junge oder das Mädel Gemeinschaft. Damit wachsen sie mehr und mehr in die Gemeinschaft hinein. Sie lernen ihre Stärke und ihre Vorteile kennen und fühlen sich mehr und mehr als Teil der Gemeinschaft. Wie stark ihre Beziehungen zur Gemeinschaft sind, spüren sie am deutlichsten, wenn die Gemeinschaft eins von ihnen bei irgendeiner Gelegenheit abseits stellt. Warum benutzen wir diese natürlichen Anlagen des Kindes nicht auch zur moralischen Erziehung. Meint Ihr nicht, daß die Erziehung zum Glauben an das Volk, an unser Volk, dessen Blut uns heilig ist, dem Kinde nicht jene seelischen Werte vermitteln kann, die notwendig sind, jene enge Beziehung zum Göttlichen zu finden. Jene Innigkeit zur Natur, jene Ehrfurcht vor der schaffenden Kraft in Erde und All und vor der Offen-

barung des Göttlichen in den ewigen Gesetzen der Art, in Blut und Boden. Wenn Ihr noch Zweifel habt, so seht Euch das Beispiel Eurer heidnischen Ahnen an. Wie sie lebten, wie sie ihre Kinder erzogen zu den Tugenden, die unser Volk groß und stark gemacht haben, und die es ewig werden lassen, wenn wir uns wieder auf den Weg der Ahnen gefunden haben werden."

Nachdenklich sieht Reincke vor sich hin. Verschwommen hört man von draußen frohes Kinderlachen und Geplauder. Lebenslust und Lebensfreude jauchzender Kinderherzen. „Manches leuchtet mir ein", sagte der alte Krüger, „kann sein, daß du recht hast." — „Nicht kann", sage ich, „sondern es ist so", antworte ich. „Die vieltausendjährige Erfahrung unserer Ahnen hat uns den Beweis dafür erbracht. Man darf auch nicht sagen, daß unsere Jugend für das Edle noch unempfänglich wäre, weil sie viel zu sehr in der Wirklichkeit wurzele und weil ihr für geistige Dinge noch Sinn und Verständnis fehlten. Aber wann, sage ich, ist jemals der Mensch so begeisterungsfähiger, als in seinen jungen Jahren, wo die Flamme des Geistes ihn hochreißt und ihn anspornt zu höchster Einsatzbereitschaft und größter Leistung. Wo noch nicht der klügelnde Verstand die Gedanken hundertmal umdreht, und wo noch nicht die Erfahrung des Alters als Hemmschuh wirkt. Deshalb ist es auch immer unsere Jugend gewesen, die Neues schuf, die mit ihrem kämpferischen Schwung alle Hindernisse nahm, an die sich das Alter nur vorsichtig heranzutasten gewagt hatte. Ist es nicht ein Widersinn, unsere aufwachsende Jugend mit sittlichen Anschauungen zu belasten, deren Undurchführbarkeit jedem Einzelnen von uns bekannt ist, und die dann zu nichts weiter als zu inneren Konflikten und zur Heuchelei verleiten. Lehrt unserer Jugend den Kampf um die Art, für sein Volk, als das Höchste und Heiligste, und es wird frei bleiben von all diesen Konflikten und heuchlerischer Maske. Lehrt sie da hassen, wo ihre Art verlästert wird, lehrt sie da sich wehren, wo ihre Art bedroht und verfolgt wird. Lehrt sie als Recht, was unserer Gemeinschaft und unserer Art gut ist, und lehrt sie aus diesem Recht heraus die

Freude am Leben, die rechte Daseinsfreude, das frohe Schaffen und das frohe Lachen. Damit schafft Ihr jenen stolzen, freien und innerlich ausgeglichenen Menschen, der im Kampf für Art und Volk sein Lebenselement sieht. Lehrt ihn diesen Kampf als sittlichen Wert achten. Nicht den Kampf als das Zerstörende, Vernichtende und Unterdrückende, sondern den Kampf als das Schaffende und Bauende, der nur da vernichtet, wo das Lebensrecht von Volk und Art es heischen, und der nur dann zerstört, um neu darauf zu bauen.

Nicht jener Kampf, wie ihn spanische Eroberer als Träger einer christlichen Weltanschauung in Mittel und Südamerika geführt haben, der im Blutrausch einherging und nichts übrig ließ als kümmerliche Ruinen großer Kulturen und die kümmerlichen Reste vernichteter Völker. Aber jener Kampf, wie ihn nordische Völker überall hingetragen haben und unter dessen Schritt Städte und Dörfer und blühende Provinzen wuchsen. Dieser Kampf sei Vorbild für unsere Jugend.

Glaubt Ihr, daß es richtig ist, den Jungens im Religionsunterricht zu sagen: „Du sollst nicht töten, so will es Gott dein Herr!" Wir verlangen damit von dem werdenden Menschen die Anerkennung einer Auffassung, die wir selbst in jedem Augenblick als unannehmbar ablehnen, weil sie uns artfremd, artschädlich und artvernichtend sein würde. Die Erhaltung unserer Art und der Bestand unseres Volkes verlangt von uns Bereitschaft zum Kampfe und verlangt, daß wir diesen Kampf durchführen mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln ohne Rücksicht auf Tod und Leben. Bewußt suchen wir eine wehrhafte Jugend heranzuziehen, und bewußt suchen wir sie mit Wehr und Waffe vertraut zu machen. Bewußt streben wir nach höchster Vollendung aller todbringenden Kriegsmittel, ohne uns auch nur einen Augenblick durch das fünfte Gebot darin beeinflussen zu lassen, weil nicht dieses Gebot, sondern Freiheit und Ehre unseres Volkes höchste Verpflichtung für uns ist. Für Freiheit und Ehre unseres Volkes zu kämpfen und, wenn es sein muß, auch zu töten, entspricht dem germanischen Sittlichkeitsbegriff unseres nordischen

Blutes." — Aber", wirft Reincke ein, „in der Notwehr und im Kriege ist es doch erlaubt zu töten nach der christlichen Lehre, und im Kriege wurden doch die Waffen von den Geistlichen gesegnet." — „Nein", antworte ich, „nach streng christlicher Auffassung ist jedes Töten verboten. Christ sein, heißt absoluter Pazifist sein, und man weist darauf hin, daß Christus selbst auf jede Anwendung der Notwehr verzichtet habe. Ja, daß er, als Petrus ihn mit dem Schwerte vor den römischen Kriegsknechten schützen wollte, diesem das Schwert aus der Hand nahm. D. Dibelius, der frühere Superintendent der Kurmark, hat sich als evangelischer Geistlicher ebenfalls auf diesen Standpunkt gestellt. Er erklärte offen in seinem Buche Friede auf Erden, die Evangelische Kirche werde niemals wieder einem Staate dienen, und sie werde künftighin die Kriegsdienstverweigerer aus religiöser Überzeugung in ihren Schutz nehmen, da sie Christi Geboten folgten." —

Wir schweigen beide. Von der Straße her hört man den Gesang eines Liedes undeutlich und verworren in die Gaststube dringen. Ohne daß einer von uns etwas sagt, gehen wir zur Tür und treten auf den hohen Tritt hinaus und schauen in den dunkler werdenden Abend. Da kommen sie an. Eine Schar kleiner und kleinster Kerle. Mächtig dreschen ihre kleinen Füße auf das Pflaster der Straße, und aus vollen Kehlen schmettern sie ihr Lied in den sinkenden Abend hinein. Ein trutziges Kampflied ist es. Der Gesang ist weniger schön, und von den Kleinsten verhapert sich öfter einer, aber doch ist er von tiefstem Eindruck durch die Begeisterung und Innigkeit, mit der diese Jugend singt. Mit leuchtenden Augen stapft die kleine Schar hinter ihrem Führer her, der an langem Stecken stolz sein Fähnlein reckt. Das Fähnlein mit dem Siegeszeichen eines neuen Erwachens. Auch die Augen des Alten sind blank geworden, und lachend auf die kleine Schar weisend, sagt er: „Sieh mal, da ist auch unser Wilhelm und Fritze bei, die dürfen natürlich dabei nicht fehlen." Wir treten in die Gaststube zurück, während der Gesang sich langsam verliert. Der alte Krüger schaltet das Licht an. Wir setzen uns zusammen

an einen Tisch. Wir können noch nicht auseinandergehen. Zuviel lastet noch unausgesprochen auf jedem und verlangt nach Ausgleich und Aussprache. Nach einer Weile des Schweigens beginne ich: „Sagt mal, Vater Reincke, habt Ihr da vorhin bei dem Anblick der Jungen, bei dem Gesang der kleinen Kerle nicht etwas so Besonderes gefühlt? Wie Ihr da Eure beiden Enkel mit leuchtenden Augen in dieser Schar marschieren sahet, sagt, war das nicht ein Augenblick rechter Andacht bei Euch? War da außer dem, was das Auge sah und das Ohr hörte, nicht noch etwas anderes da, das man spürte, das man fühlte, wie ein Ahnen auf tausend Jahre voraus, das da war wie eine Ehrfurcht vor der schaffenden Kraft Eures Blutes? Sagt, war Euch da nicht ganz still und feierlich zumute?" — „Ja", antwortet der Alte einfach. — „Seht", fahre ich fort, „dieser Augenblick Ahnen und Ehrfurcht vor der schaffenden Kraft Eures Blutes ist das, was wir Religion nennen. Die tiefe Gläubigkeit vor der schaffenden Kraft des Göttlichen in Erde und All. Ihr seht, ein solcher Augenblick tiefer Andacht, innerer Sammlung und des Bewußtwerdens unserer Beziehungen zum Göttlichen ist nicht gebunden an Kirche und Gottesdienst, sondern er ist überall da, wo Natur und Leben uns einen Hauch der schaffenden Kraft in uns und um uns spüren lassen. In jedem Augenblick kann das sein, wie Ihr es eben erlebt habt. Im Alltag bei der Arbeit, wie am Sonntag, wenn Ihr über die Felder geht und Euch an dem Wachsen und Reifen Eurer Ernte erfreut. In Augenblicken stillen Familienglückes, wie in Augenblicken ernster Trauer, ebenso im Genuß heiterer Lebenslust, wie da, wo Kampf und Not uns umtoben, und ebenso, wenn wir in ehrfürchtigem Staunen das Wunder des Lebens in uns und um uns betrachten." — Zustimmend nickt der Alte mir gegenüber, und ich sage weiter: „Seht, was die Bengels da draußen so begeistert, ist das unbewußte Gefühl, Träger einer großen Sache zu sein. Noch wissen sie nichts von der Größe dieser Sache. Nur ein Ahnen ist es. Unbewußt aus Blut und Seele hervorbrechend. So fühlen sie sich schon als Träger des Kommenden, als Angehörige einer Gemeinschaft, für die sie streiten wollen, und

für die sie schon heute die Lebensrechte anmelden. Das was die kleinen Burschen so begeistert, ist die Idee, die Idee von der Gemeinschaft, deren Symbol ihr flatterndes Fähnlein ihnen ist, und dem sie hell zujauchzen. Aber dieses Jauchzen ist kein Jauchzen nur, nein, es ist ihnen heilig und ernst, diesen kleinen Kerlen da. Denn später, wenn sie groß und stark geworden sind, wollen sie das sein, wonach schon jahrtausendelang der Mensch nordischen Blutes strebte, Kämpfer und Streiter für ihre Art. — In Blut und Boden hat diese Art lange Geschlechterreihen hindurch gewurzelt, aber nicht immer ist ihr die enge Beziehung zu Blut und Boden bewußt gewesen, weil artfremde Lehre ihr dieses Bewußtsein nahm. Bringen wir deshalb dieser Jugend wieder das Bewußtsein von der Kraft seines Blutes und der Heiligkeit seines Bodens bei. Wenn die Jungen das, was von den Alten heute viele nicht mehr begreifen können, erfaßt haben, ihre unlösliche Verbundenheit zu Art und Natur, dann werden sie auch aus den Quellen schöpfen können, aus denen einst ihre vorchristlichen Ahnen Stärke und Ehrgefühl, Zucht und Sitte geschöpft haben. Dann werden sie Natur und Leben so sehen, wie sie wirklich sind, als der ewige Kampf der gestaltenden gegen die zerstörenden Kräfte in Erde und All. Dieser ewige Kampf ist das ewige Leben, und deshalb konnten sich auch unsere Altvorderen das ewige Leben nur als einen ewigen Kampf vorstellen. Nur in einem Weiterwirksamsein sahen sie ein Weiterleben, wie sie denn auch weitergewirkt haben und wirken bis auf den heutigen Tag. Trotz jahrtausendelanger Unterdrückung und Knechtschaft ihres Geistes sind sie doch lebendig geblieben, und diese Jugend da wird ihnen den Platz wieder erobern, auf den sie, nach ihrer Tugend gemessen, einen Anspruch haben.

Wie Walter Jörn Badenhoop wird sie sagen:

„Wir werden nicht fragen,
ob unsere Ahnen einmal
gefehlt.
Nicht fragen,
ob sie in den Zeiten,

als noch keine Christen waren,
Sünden begangen.
Wir werden uns vor ihre Gräber stellen,
mit ihrem Schwerte
ihre Särge decken
und werden nie vergessen,
daß ihre Augen
unseren Himmel schon geliebt,
ihr Blut
für unsere Sprache schon geflossen,
und daß ihr Arm, ihr großer Mut
Jahrhunderte auf unserem Boden festgehalten.
Nie vergessen.
Denn täten wir's,
wir wären nicht
aus ihrem Blute."

Ich schweige. Auch Reincke schweigt. Er ist sichtlich ergriffen. Er möchte was sagen, findet aber keine Worte. „Seht", sage ich und nehme das Gespräch wieder auf, „Euch draußen um in der Natur. Überall, wohin Ihr blickt, seht Ihr den Kampf um die Art als den lebendigen Ausdruck des Göttlichen. Da, wo der Kampf aufhört, wo ewige Ruhe und ewiger Friede an seine Stelle tritt, da ist der Tod, und der ist wirklich tot, der nicht mehr wirksam ist durch sein Blut, durch seine Erben oder durch sein geistiges Schaffen.

Geht durch den Wald, und Ihr seht, wie jeder Baum um Lebensraum mit dem anderen ringt. Wie der Wald als Ganzes sein Erbgut als Saat hinausstreut auf die angrenzende Flur und wie überall junges Holz emporwächst und neuen Siedlungsraum schafft für die Ausbreitung der eigenen Art. Ihr seht, wie Wald und Wiese miteinander ringen um jeden Fußbreit Boden und Lebensraum für ihre Art. Geht über den Haferschlag, und Ihr seht, wie dieser mit dem ihn umwuchernden Unkraut ringt. Ein erbitterter Kampf um die Erhaltung der Art. Nicht anders ist es im Tierreich. Ob es der auf Beute stoßende Bussard ist, oder die

ihre Jungen fütternden Meise, überall die gleiche Sorge um die Erhaltung der Art. Nie verstehen wir die Sprache der Tiere besser als im Ausdruck lebensbejahender Freude über ein neues Geschlecht ihrer Art, wie im jauchzenden Liebeslied unserer gefiederten Sänger. Aber auch nicht weniger eindringlich ist diese Sprache, wenn das Muttertier die Jungen lockt, und wie herzzerreißend klingt es, wenn der Vogel jammernd um sein zerstörtes Nest fliegt. Oder wenn die Füchsin klagend der Spur folgt, auf der der Förster ihre Jungen wegtrug. Geht einmal zum Immenschauer und beobachtet Eure Völker. Seht, wie da gearbeitet wird, die Lebensbedingungen für die Brut zu schaffen, wie alles eingestellt ist auf die Erhaltung der Art. Wie die Art, das Volk, alles ist und das einzelne Tier nichts. Wie in der Drohnenschlacht das überflüssig und unnütz Gewordene abgestoßen wird, um Platz zu schaffen für die junge Generation. Nehmt Euch einmal die Zeit und beobachtet draußen bei Euch an der Waldkante den großen Ameisenhaufen. Da werdet Ihr beim Näherzusehen bemerken, daß das so anscheinend regellose Treiben und Durcheinanderlaufen einer ganz bestimmten Ordnung unterliegt. Da seht Ihr Tiere als Arbeiter beim Bau von Straßen kleine Holzstückchen und lange Kiefernadeln schleppen, während andere Arbeiter auf den ausgebauten Straßen Steinchen, Holz und Nadeln als Baumaterial zum Neste schaffen. Da werden Brücken über kleine Wasserläufe gebaut, und überall herrscht ein geschäftiger Verkehr. Andere wieder wehren als Soldaten jeden feindlichen Angriff mit ihren mächtigen Beißzangen ab und sorgen so für ungestörten Verlauf der Arbeiten. Da werden Blattläuse als Milchkühe gehalten, gefüttert und gemolken. Das Nest sauber und in Ordnung gehalten. Die Brut besorgt. Die Puppen, die sogenannten Ameiseneier, bei Sonnenschein ans Tageslicht geschleppt und bei schlecht Wetter ins Innere des Baues getragen. Kurzum, jedes Einzelne hat seinen ganz bestimmten Platz und seine ganz bestimmte ihm zugewiesene Arbeit, und all diese Arbeit dient immer ein und demselben Zweck, der Erhaltung der Art, der Erhaltung des Volkes. Ohne zu zaudern opfert sich die Schar der Sol-

daten, wenn ein feindlicher Angriff ihr Volk bedroht. Das Einzelne ist nichts, aber das Volk ist alles. Begreifen auch wir das endlich. Daß wir selber nur Teilchen eines Ganzen sind, dem zu dienen uns Verpflichtung und Lebensinhalt sein muß, und daß wir Gott nur verstehen werden, wie er sich uns täglich in den Gesetzen der Art, in Blut und Boden neu offenbart. „Du bist nichts, Dein Volk ist alles." Mit diesem Wort bekannte sich Adolf Hitler zu der göttlichen Offenbarung, zu den ewigen Gesetzen der Art. Beachten wir diese göttliche Ordnung nicht, so geht es dem Volke schlecht, und schließlich geht es zugrunde und mit ihm auch der Einzelmensch. Beachten wir dieses Gebot unseres Gottes, so wird unser Volk ewig sein, wie das göttliche Gesetz seiner Art ewig ist. Der Einzelne wird im glücklichen Bewußtsein erfüllter Pflicht sein Leben leben. Nicht als ein Durchschreiten eines irdischen Jammertales, sondern als Aufgabe an der Gesamtheit seines Volkes, mit dessen steigender Wohlfahrt auch seiner und seiner Kinder Wohlfahrt steigt."

Ich bin warm geworden beim Reden, und auch der Alte auf der anderen Seite des Tisches hat einen roten Kopf bekommen.

„Ja, ja", sagt er zustimmend, „das stimmt alles, was du da sagst, du hast recht, überall ist Kampf, und überall um die Erhaltung der Art." — „Ja, sieh mal", fahre ich fort, nachdem ich mich mit einem kräftigen Schlucke gestärkt und meine trockene Kehle angefeuchtet habe, „wenn wir das nun mal erkannt haben, daß unsere Zukunft nur in unserem Volke, aber niemals in uns selbst liegen kann, dann wissen wir doch, welchen Weg wir unserer Jugend zu weisen haben. Du hast ja selbst vorhin gesehen, wie der Gemeinschaftssinn schon als arteigene Anlage bei ihr vorhanden ist und wie sie selbst instinktsicher den richtigen Weg wählt." — Wieder ist Schweigen im Raum, und dann sagt der alte Krüger: „Ja, wenn man so darüber nachdenkt, dann hast du recht." Ich nicke und antworte: „Aber darauf kommt es nicht an, wer hier von uns beiden recht hat, sondern darauf, daß wir als Volk den richtigen Weg, den uns eine göttliche Vorsehung mit ihren ewigen Gesetzen vorgezeichnet hat, beschreiten.

Seht, das ist das Große unserer Zeit, und das Beglückende für jeden völkisch empfindenden deutschen Menschen, daß wir das Bewußtsein dafür heute wieder in uns tragen. Dank der Führung eines Adolf Hitlers. Eine göttliche Vorsehung schenkte ihn unserem Volke, und göttliche Vorsehung offenbarte ihm die inneren Zusammenhänge von Rasse und Volk, von Volk und Menschen. Aus der Erkenntnis jener ewigen Gesetze der Art sah er den Weg, der allein unser Volk wieder dahin führt, wohin Art und Natur es weisen, zum Herrscher und Hüter des von seinen Vätern übernommenen Bodens, zum stolzen, freien Volk auf freier Heimaterde.

Er sah das Unkraut wuchern am Lebensbaume germanischen Blutes, sah es, wie es ihm den Boden entzog, sah die Schmarotzerpflanzen sich um seine Äste schlingen und sah, wie einer nach dem anderen zu dorren begann. Das Mittel, das ihm die göttliche Vorsehung finden ließ, war einfach und natürlich. Es lag in der Befolgung der ewigen Gesetze der Art, in Blut und Boden. So erkannte er den Bauer als den Lebensquell der Nation, als die Wurzel des germanischen Lebensbaumes. Verkümmerte diese, so mußte schließlich auch alles andere am Baume verkümmern und verdorren. Ihr schuf er daher neuen Lebensraum, gab ihr neue Nahrung und befreite den Boden vom Unkraut und machte ihn wieder zur heiligen Mutter Erde, aus der alles Leben am Baume erwuchs. „Unser Volk wird ein Volk von Bauern sein, oder es wird nicht sein", sagte Adolf Hitler und legte damit eine Erkenntnis und eine Wahrheit fest, die den deutschen Bauer zum Träger und Erhalter urewigen schaffenden Lebens macht. Er tat weiter das, was der germanische Freibauer seit grauer Vorzeit getan hatte, er nahm das ewige Gesetz der Art als Ausdruck des Göttlichen und schuf nach ihm die neue Ordnung. Dieses Gesetz ist Euch, wie jedem Bauer bekannt. Es ist das Gesetz von der Vererbung bestimmter körperlicher und seelischer Eigenschaften. Ich brauche Euch darüber nicht viel zu erklären, da Ihr dieses Gesetz fortgesetzt in der täglichen Praxis Eurer Wirtschaft anwendet. Da wißt Ihr ganz genau, welche Umstände Ihr bei der Zucht

Eures Viehes zu berücksichtigen habt, und wißt, daß Ihr da nicht willkürlich Tiere verpaaren dürft, wenn Ihr bestimmte Eigenschaften von ihrer Nachzucht erwartet. Ihr wißt, daß es die guten Eigenschaften eines edlen Blutes durch Einkreuzen minderwertigen Fremdblutes verliert, und daß vor allem Schwächlinge und Kümmerlinge eine ebenso schwächliche und kümmerliche Nachzucht ergeben. Deshalb schließt Ihr alles Kranke und Minderwertige von der Nachzucht aus, weil Ihr wißt, daß die Zucht schließlich zugrunde geht, wenn Ihr dieses urewige Naturgesetz nicht beachtet. Nicht anders ist es bei den Pflanzen, und auch dort seht Ihr deshalb auf die Auswahl edlen und gesunden Saatgutes. Unsere Ahnen vor Tausenden von Jahren wußten, daß es mit den Menschen nicht anders ist, daß auch der Mensch in seiner Art diesem Gesetz untersteht und es nicht ungestraft verletzen darf. So hielten sie auf die Reinheit ihres Blutes, weil sie wußten, daß auch Reinheit der Seele, Klarheit und Ausgeglichenheit bedeutete. Sie merzten aus, was schwach und erbkrank war, und schufen so ein Volk, gesund und stark, froh und tapfer, ehrliebend und naturverbunden. In einem unerhörten Ausleseprozeß ihrer Rasse zwischen dem Nordlandeis und dem Gletschereis der Alpen geworden, aus unerhörtem Kampf mit Natur und Elementen war diese nordische Rasse gewachsen, und deshalb war ihr auch der Kampf Ausdruck höchster Wertung geworden. Bis eine Zeit kam, die Fremde ins Land brachte, die eine fremde Lehre predigten. Aus dem Morgenlande kamen sie und brachten einen neuen Gott, und sie lehrten die Welt als Sünde und sündig die Menschen in ihr. Nun wurde nicht mehr Ewigkeit und Größe nordischer Artung zum Mittelpunkt des Strebens, sondern die Erlösung des Einzelnen von seiner ihm schon von den Eltern mitgegegebenen Sündenlast wurde nun zum erstrebenswerten Ziel aller Menschen, unter denen es jetzt keine Unterschiede des Blutes und der Rasse mehr gab. So setzte mit der Lehre von der Gleichheit und der Gleichwertigkeit aller Menschen auch die Rassenmischung und der rassische Zerfall unserer Art ein. Dem völkischen Prinzip wurde das internationale entgegengesetzt, dem

Wehrgedanken der Pazifismus, der Ehre die Demut und der Lebensbejahung die Abkehr von allem Weltlichen. So wurde das Schwache gestützt und das Starke geduckt und die Erhaltung der Art in späteren Geschlechtern über die eigenen Heilssorgen vergessen. Was lag am Volk, was lag an seiner Zukunft, wo es doch nur galt, die Welt zu überwinden und das Jenseits zu gewinnen, zu dem die Kirche die Schlüssel bewahrte. Aufstieg und Niedergang von Geschlechtern waren jetzt nicht mehr bedingt durch das ewige Artgesetz, sondern sie wurden allein bestimmt durch Gnade oder Ungnade des von der Kirche gelehrten Gottes. Die Gnade dieses Gottes war aber nur durch die Fürbitte der Kirche erreichbar, und so wurde die Sorge um Leib und Leben der Sippe zum blühenden Geschäft für die, welche der Menschheit vorlogen, die Schlüsselgewalt über die Pforten des Himmels und das Ohr des Herrgotts zu besitzen. Die Zahlenden dabei waren die Gläubigen und die Schluckenden die Priester, aber alles Zahlen und alle Fürbitte half nichts gegen die Sünde wider das Blut und die Art. Die göttliche Ordnung, wie sie sich in den ewigen Gesetzen der Art dem Menschen offenbarte, ließ sich nicht ungestraft verhöhnen und beantwortete jeden Verstoß gegen dieses Gesetz mit schwacher und kränkelnder Nachkommenschaft. Zwar hatte dafür die Kirche die Auslegung der Erbsünde bereit, daß Gott die Sünden der Väter heimsuchen werde bis ins dritte und vierte Glied. Mit diesem Begriff der Erbsünde hielt sie die Menschen im Bann ihrer Lehre. „In Unehre bist du gesäet, aber in Ehre wirst du wieder auferstehen", sagte die Heilige Schrift. Nur durch Buße, Beten und Abkehr von der Welt oder durch entsprechende Zahlungen an die Kirche konnte sich der Mensch von der ihm von seinen Eltern mitgegebenen Erbsünde befreien.

So hat diese unselige Auffassung die Art und das Volk zerstört und schlimmer gewirkt als Krieg und Pestilenz. So war es möglich, daß das Schwache und Kranke sich immer stärker vermehrte, daß das minderwertige und artfremde Blut sich mischte mit dem edlen Blute der nordischen Rasse und die großen Werte dieser Rasse mehr und mehr für unser Volkstum in den Hintergrund

treten ließ. Dieser Entwicklung, die unausweichlich zu völligem Zusammenbruch unseres Volkstums und zum Ende unseres Volkes führen mußte, hat Adolf Hitler mit einem Schlage ein Ende bereitet. Er hat unser Volk wieder auf den Weg gebracht, der allein es wieder aufwärts führen kann. Durch die Einführung der Rassengesetze hat er der hemmungslosen Rassenmischung ein Ende bereitet. Durch Einführung des Sterilisationsgesetzes hat er verhindert, daß erbkranke Volksgenossen ihre furchtbaren Leiden weiteren Geschlechtern als furchtbares Erbe mitgeben. Durch das Kastrationsgesetz hat er das wirkliche Mittel gefunden, die Reihe erblicher Verbrechen langsam aussterben zu lassen. Mit diesen Bestimmungen und Gesetzen hat er nichts weiter getan, als daß er sich wieder zu dem ewigen Gesetz der Art, zu Blut und Boden bekannt hat. Aus der Erkenntnis seines nordischen Blutes heraus, daß die Ehrfurcht vor dem Göttlichen auch die Ehrfurcht vor den ewigen Gesetzen verlangt, durch die das Göttliche uns sich täglich in Natur und Leben offenbart, hat er sich zum Glauben an die Ewigkeit seines Volkes und seiner nievergänglichen Werte bekannt. Aber statt in ehrlicher Anerkennung die Größe der Tat zu verstehen, schreit und jammert man, weil angeblich der Wille Gottes verhöhnt werde. In Wahrheit aber nur, weil man ein sehr einträgliches Geschäft nach und nach zu verlieren fürchtet. Denn wenn es keine Erbsünde mehr gibt, wie soll man dann die Menschen an die Höllenqualen des Fegefeuers glauben machen, und wenn es keinen Glauben an das höllische Fegefeuer mehr gibt und an die Erlösung durch kirchliche Fürbitte, wer zahlt dann noch Ablässe und Meßopferstipendien an die katholische Kirche? So ist das ständige Inangsthalten eine der Hauptstützen der Kirche, und mit diesem Mittel zwingt sie die Menschen immer wieder unter ihr Joch." — Ohne daß wir es im Eifer des Gespräches gemerkt haben, ist die Frau des alten Krügers in die Gaststube getreten und hat den letzten Teil unserer Unterhaltung mitangehört.

„Na, Vater", sagt sie, zu ihrem Manne gewendet, „du scheinst wohl heute dein Abendbrot zu vergessen. Du hast ja einen ganz

roten Kopf bei eurer Unterhaltung gekriegt. Nun kommt man erst was essen", und mir die Hand reichend, sagt sie einfach: „Tag, Robert, du ißt doch mit bei uns." — Sie ist eine große, starke Frau, und ihr dunkles Haar läßt sie jünger erscheinen, als sie ist. Aus dem mehr schmalen Gesicht, in dem Arbeit und Sorge deutliche Spuren hinterlassen haben, sehen ein Paar klare blaugraue Augen. Klar und eindringlich ist ihr Blick, ohne viel Sentimentalität, und sie geben dem Gesicht einen herben Zug. Aber wer sie kennt, der weiß, daß diese Herbheit nicht ihr ganzes Wesen ausmacht. Einfach, wie die Frau, ist auch ihre Kleidung, die zum größten Teile durch eine große blaugemusterte Schürze überdeckt wird. Wir treten in die nebenan liegende Stube. Es ist ein großer Raum, der auch als Gastraum benutzt wird und deshalb mehrere Tische mit Stühlen aufweist. An der Stirnseite des langen Raumes steht ein großes altmodisches Sofa und vor ihm ein großer, runder Tisch, um welchen schon die übrige Familie beim Abendbrot sitzt. Über dem Sofa zieren ein paar Geweihe die sonst kahle Wand, während rechts neben dem Kanapee ein großer weißer Kachelofen mit seiner Röhre steht und eine wohlige Wärme und einen Geruch von bratenden Äpfeln verbreitet. Aus der einen Ecke des Sofas erhebt sich die lange Gestalt Walter Reinckes. Er ist der Sohn des alten Krügers. Wir sind SA-Kameraden, und er begrüßt mich mit einem lauten „Heil Hitler, Robert!" Um den großen Tisch herum sitzen Anna, seine Frau, Lene das Dienstmädchen, Franz der Knecht und die vier Kinder von Walter Reincke: Gisela, Hermann, Wilhelm und Fritz. Wilhelm benutzt die auf unser Eintreten gerichtete allgemeine Aufmerksamkeit seiner Schwester, ein paar Grimassen zu schneiden, wofür diese ihm einen Puff unterm Tisch versetzt. Die Kinder müssen an einen Nebentisch, denn so groß der große runde Familientisch auch ist, gibt er doch nicht für uns alle Platz. Wir essen. Anna Reincke holt die Kaffeekanne aus der Röhre und gießt uns Kaffee in die Tassen. Dazwischen unterhalten wir uns. Wir sprechen vom Vieh, von den Kälberpreisen. Ich frage nach den zweijährigen Fohlen, die der Stolz des Wirtes sind. Wir spre-

chen vom Stande der Wintersaat und von der Frühjahrsbestellung. Walter Reincke ist hier besonders lebhaft bei der Unterhaltung, denn er fühlt in sich noch weniger das Zeug zum Gastwirt als sein Vater und ist ganz und gar Bauer. „Ja, Erbhofbauer", sagt er lächelnd, als ich davon zu ihm spreche. — Dann räumt Walters Frau mit Lene den Tisch ab. Die Kinder sagen ihr Gutenacht und verschwinden zusammen mit Franz aus der Stube.

Dann sitzen wir noch zu Vieren um den großen runden Tisch. Vater Reincke, Mutter Reincke, der lange Walter und ich. Mutter Reincke, die auf dem Sofa sitzt und ihren Strickstrumpf zur Hand genommen hat, nimmt zuerst unser altes Thema wieder auf, indem sie sagt: „Robert, du willst wohl so eine Art Wanderprediger werden? Schade, daß du so mit der Kirche dabei auf dem Kriegsfuß stehst, an dir ist bestimmt ein Pastor verlorengegangen. Was du da vorhin über Fegefeuer, Hölle und katholische Kirche gesagt hast, ist ja wirklich furchtbar, und man sollte nicht glauben, daß so etwas heute noch möglich ist, aber sag' mal, Robert, was haben wir Evangelischen damit zu tun?" — „So, meinen Sie, Mutter Reincken", sage ich, aber warten Sie einen Augenblick, ich glaube, ich habe hier etwas bei mir, was ich einmal vorlesen möchte." Dabei hole ich aus meiner Brieftasche ein Blatt Papier hervor, das allerlei Aufzeichnungen enthält. „Also hier", sage ich und fange an zu lesen:

„In der Zeitschrift der Berliner Stadtmission, Heft 12, 1932 ist zu lesen: „Es entzieht sich unserer Berechnung, in welchem Maße die Erdbeben und Zeichen am Himmel durch die sittliche Verderbnis der Menschen bedingt sind. Wenn Gott mit Gericht über die Erde geht, trieft sie von Blut, es muß ein schauerliches Morgengrauen sein, das den wiederkommenden Jesus begleitet."

Sagen Sie, Mutter Reincke, ist das nicht die gleiche Methode, die gleiche Art, Angst und Furcht in die Menschenherzen zu tragen, um sie so besser beherrschen zu können? Einer unserer großen völkischen jetzt verstorbenen Seher, Paul de Lagarde, hat einmal gesagt: „Protestantismus ist Katholizismus minus dem

Papst", und man muß sagen, wenn man derartige Auslassungen wie in dem offiziellen Organ der Berliner Stadtmission liest, daß Lagarde im Recht ist."

Hier mischt sich Walter Reincke, der solange schweigend zugehört hat, in das Gespräch: „Na, Robert", sagt er, „so einfach lassen sich die evangelische und die katholische Kirche wohl doch nicht in einen Topf werfen. Denn die katholische Kirche ist international, und ihre Führer waren keine Deutschen, aber die evangelische Kirche ist doch ganz völkisch und besonders deutsch-völkisch, weil sie bei uns in Deutschland entstanden ist." — „Wohl", antworte ich, „hat die evangelische Kirche mehr Verständnis für die Pflege deutschen Volkstums gezeigt als die katholische, aber dessenungeachtet hat sie das uns Völkisch-Einigende, den germanischen Sittlichkeitsbegriff, abgelehnt, und mußte ihn ablehnen, weil er in Widerspruch steht zur christlichen Weltanschauung. Paß mal auf, was hier das Kirchliche Jahrbuch für die Evangelischen Landeskirchen, Jahrgang 1932, Seite 65 schreibt:

„Dieser Artikel (gemeint ist Punkt 24 des Parteiprogramms) macht jede Diskussion mit einer Kirche unmöglich. Man kann dem Nationalsozialismus alle seine theologischen Sünden verzeihen, dieser Artikel 24 schließt jedes Gespräch mit der Kirche — der evangelischen wie der katholischen — aus; denn die evangelische Kirche müßte ein Gespräch darüber mit offenem Geständnis beginnen, daß ihre Lehre eine vorsätzliche und permanente Beleidigung des Sittlichkeits- und Moralgefühls der germanischen Rasse ist, und daß sie demgemäß keinen Anspruch auf Duldung im dritten Reich hat."

So sprach man, als man noch nicht nötig hatte, aus taktischen Gründen über den Gegensatz zwischen germanischem Sittlichkeitsbegriff und einer christlich-internationalen Weltanschauung verschämt hinwegzugehen. Der germanische Sittlichkeitsbegriff aber ist nichts weiter als die uns arteigene Auffassung von Ehre und Treue, von innerer Wahrhaftigkeit, von heroischer Lebenshaltung und vom Sinn des Lebens im Kampf für Volk und Art. In

diesem germanischen Sittlichkeitsbegriff wurzelt letzten Endes die wirkliche Religiosität des deutschen Menschen, so vielfältig sonst auch ihre äußeren Formen sein mögen. Deshalb haben sich die Menschen unseres Volkes über alle Formen hinweg in diesem germanischen Sittlichkeitsbegriff zusammengefunden, als es galt, in dem großen Kriege um Volk und Art zu kämpfen.

Wie dieses uns arteigene germanische Sittlichkeits- und Moralgefühl ganz allein die Religiosität des deutschen Menschen bestimmt, wird uns immer wieder deutlich offenbar an unserer deutschen Kunst. Der große Tondichter Richard Wagner hat einmal gesagt: „Kunst ist angewandte Religion." Das wird Euch nun wieder reichlich gelehrt erscheinen, und Ihr werdet sagen: „Was weiß ich als Bauer von Kunst, dafür hat unsereiner gar keine Zeit." Und doch habt auch Ihr schon Kunst verstanden, nämlich da, wo sie Ausdruck eines echten Gefühls war und wo dieses Gefühl sich mit Eurem Empfinden deckte. Ob es ein einfaches Volkslied war, das Euch ergriff, ein Hörspiel, ein Choral oder irgendeine Musik, die Euer Herz packte, immer war es ein Anschlagen einer Seite in Euch, die abgestimmt war auf das Euch arteigene germanische Sittlichkeits- und Moralgefühl. Aus diesem Gefühl heraus verstand man die Kunst als Ausdruck der Religiosität des deutschen Menschen, ganz gleich, ob der, der diese Kunst geschaffen, Heide oder Christ gewesen war. So haben sich, ohne daß sie es wußten, viele Christen an den großen Schöpfungen deutscher Meister begeistert, trotzdem diese das Christentum innerlich abgelehnt hatten, und umgekehrt verstand so mancher nichtchristlicher Volksgenosse die Kunst eines Schöpfers christlicher Kirchenmusik ebensosehr wie der gläubige Christ. Aus dem gemeinsamen germanischen Sittlichkeits- und Moralgefühl heraus verstanden sie sich. Weil es nur eine diesem Gefühl entsprechende Religiosität des deutschen Menschen geben kann, so gibt es auch nur eine deutsche Kunst, die von allen gleichermaßen verstanden wird, ob sie nun Heiden oder Christen sind. So ist auch der schöne Kirchenchoral, der Euch

so still und fromm stimmt und Euer Herz so weit macht, deutsche Kunst, die überall da verstanden wird, wo deutsche Menschen und Menschen unserer Rasse und unseres Blutes leben. Die aber bei anderen Christen anderer Rasse, wie Negern, Malaien oder Chinesen, jede Wirksamkeit verliert, weil sie für diese artfremd und deshalb unverständlich ist. *Kunst und Religion sind immer Ausdruck einer bestimmten Rasse.* Das Besondere der Kunst der nordischen Rasse ist, daß sie immer persönlichkeitsbetont, d. h. daß sie im Ausdruck seelischer Werte ihre höchste Gestaltungskraft findet. So können wir, wie es uns große Meister gezeigt haben, das Bild eines alten häßlichen Weibes schön finden, weil uns aus dem alten, verhutzelten Gesicht die ganze Liebe und Zärtlichkeit deutscher Mütterlichkeit entgegenschaut. Der Blick dieser alten Augen mit seiner tiefen Innerlichkeit rührt so an unsere nordische Seele, daß wir darüber das übrige unschöne Äußere vergessen. Ganz im Gegensatz dazu hat eine jüdisch-orientalische Kunst ihre ganze Gestaltungskraft auf die Hervorhebung äußerlicher Vorzüge verwandt. Wie fremd und abstoßend wirkt solche Darstellung von Äußerlichkeiten mit ihrer inneren Hohlheit auf uns. Wie das geschminkte und gemalte Gesicht einer Großstadtlebedame wirkt solche Kunst auf uns nordische Menschen. Daher habt Ihr immer Kunst mit künstlich verwechselt. *Wo Kunst artgebunden ist, ist sie nichts weiter als natürlicher Ausdruck arteigenen Empfindens.* In der Kunst erleben wir den Kampf um die Formen, in der Religion den Kampf um die Werte unserer Rasse. Die Rasse, das Blut ist also das uns zum Volke verbindende Element. Deshalb ist es notwendig, daß wir das aus diesem Blute entspringende Arteigene pflegen und fördern, weil aus ihm allein die Einheit unseres Volkes wachsen kann. Der Glaube an das Blut, geformt durch die Kunst, wird dann zum Ausdruck völkischer Einheit. Nur im Arteigenen finden wir jene Ausgeglichenheit, nach der wir alle streben. Diese Ausgeglichenheit ist aber nicht erreichbar, wenn arteigenes Gefühl in die Form einer fremden Rasse gepreßt wird. Darum ist das

Streben nach einer artgemäßen Form unseres Glaubens auch eine der Voraussetzungen für unsere völkische Einheit. Ein Volk, ein Führer und ein Glaube, das ist Deutschlands Dreieinigkeit."

„Ja, aber", unterbricht mich hier der lange Walter, „hat es denn nun wirklich Dichter oder Künstler bei uns gegeben, die sich offen als Nichtchristen betrachteten?" — „Aber natürlich", antworte ich, „hat es die gegeben, eine ganze Reihe sogar. Dabei meine ich nicht etwa jene landfremde Sorte, wie Heinrich Heine und Genossen, die fremd jeder Religiosität nur den Materialismus anbeteten, die mit einer wahren Wollust alles zerpflückten und zerfaserten, was irgendwie gefühlsmäßig die Menschen seelisch erhob. Nicht jene jüdischen atheistischen Asphaltliteraten, die glaubten, Kunst mit dem Verstande machen zu können, wie man irgendeinen Gebrauchsgegenstand macht, nicht jene meine ich, sondern die, die aus wirklich innerstem Erleben heraus eine Kunst schufen, die ihnen selbst Ausdruck innerster Religiosität, innerster Verbundenheit mit dem Göttlichen, mit der schaffenden Kraft ihres Volkes war. Unter diesen will ich nur zwei Namen nennen, die auch Euch allen bekannt sind, weil sie in besonderem Maße als Typen unserer deutschen Volksseele anzusehen sind. Hermann Löns und Gorch Fock. — Beide waren Niedersachsen, und beide haben gezeigt, daß ihnen ihr hohes Lied auf den Kampf um Volk und Art kein leeres Geschwätz war, sondern bitterster, heiligster Ernst und innerste Überzeugung von der Größe und Ewigkeit ihres Volkes. So fiel Hermann Löns als 48jähriger Kriegsfreiwilliger am 26. September 1914 bei einem Sturm an der Westfront, und Gorch Fock starb als Kriegsfreiwilliger am 31. Mai 1916 in der Seeschlacht am Skagerrak den Heldentod. „Das Leben ist jetzt so schön, daß es sich lohnt zu sterben", schrieb Hermann Löns kurz vor seinem Tode, und als er im Sturme die tödliche Kugel erhielt, da waren seine letzten Worte: „Mich hat's angebleit." Kein Gewinsel, kein Gejammer eines Sünders, sondern die sichere Ruhe eines Menschen, der weiß, daß er seine Pflicht seinem Volke gegenüber getan. Mit

seinen letzten Worten bekannte er sich zu dem ewigen Gesetz vom „Stirb und Werde". Das Bewußtsein höchster Pflichterfüllung ließ ihn lachend den Tod grüßen, als dieser ihn berührte. Er wußte, daß er nicht tot sein würde, sondern daß sein Feuergeist lebendig bleiben würde und kämpfen für seines Volkes Freiheit und Größe. Das Sterben bedrückte ihn nicht, es war ihm nicht der Sünde Sold, sondern es war ihm der natürliche Ablauf eines Geschehens, das er auch deshalb so willig hinnahm, weil er es zu einem Opfer für die Ewigkeit seines Volkes machen konnte, und weil er wußte, daß es nicht Ende, sondern Wiederanfang eines neuen Geisteserwachens seines Volkes sein würde. — Es gibt Leute, die glauben aus der willigen Hinnahme seines Opfertodes folgern zu dürfen, daß Hermann Löns als lebensmüder Mensch den Tod da draußen gesucht habe. Das ist eine jener frommen Methoden schmutziger Verleumdung, die immer von bestimmter Seite angewandt wurden, wenn es galt, große Männer unseres Volkes, die den Mut gehabt hatten, nur Deutsche sein zu wollen, im Andenken ihres Volkes kleiner zu machen. Ein so lebensfroher und lebenshungriger Mensch wie Hermann Löns hat gewiß nicht den Tod als letzten Ausweg gesucht. Aber sein nordisches Blut ließ ihn sein Leben als eine Aufgabe sehen, deren letzte Erfüllung der Tod des Helden für sein Volk ist. — Er war einer, der fest in Blut und Boden wurzelte, und der, wie kaum ein anderer seiner Zeit, das deutsche Bauerntum als Lebensquell der Nation erkannt hatte. Packend und lebensvoll hat er in seinem Bauernroman, dem „Werwolf", den niedersächsischen Bauer geschildert als den stolzen, freien Menschen nordischen Blutes, der sich immer wieder aufbäumt gegen Knechtschaft und Unfreiheit. So zeichnet er den niedersächsischen Bauerntrotz im Freiheitskampf seiner Werwölfe, wie in dem großen Sterben auf dem Blutacker an der roten Beeke, wo 4500 Bauern für ihren arteigenen Glauben starben. Er war der erste, der den Mut hatte, dem fränkischen Karl, den die frühere Geschichte immer den Großen genannt hatte, den Schimpfnamen des „Sachsenschlächters" entgegenzuschleudern. Geradezu prophe-

tisch klingen uns heute seine Worte über Bauer und Bauerntum. Seine ganze Kunst, die er brachte, war arteigen und daher natürlich und jedem deutschen Ohr verständlich. Ob es die Heide, die Landschaft, ihr Bauer oder ihr Getier ist, das er in seinen Liedern besingt oder mit seinen Worten malt, immer ist es der Ausdruck höchster Naturverbundenheit, höchster Lebensbejahung und höchsten Glaubens an die Ewigkeit seines Volkes. So brachte er das zum Ausdruck, was jahrtausendelang das nordische Blut unserer Ahnen gefühlt und empfunden hatte, und brachte damit alte Quellen zu neuem Fließen.

Seine Stellung zum Christentum sprach Hermann Löns in seinem Buche „Das zweite Gesicht" mit folgenden Worten aus: „Wir Germanen sind niemals gläubig im christlichen Sinne gewesen, Religion hatten wir immer, aber eine Diesseitsreligion, das Jenseits versparten wir uns für später. Mit beiden Beinen standen wir auf dieser lieben Erde, lebten unser Leben in Zucht und Sitte, berauschten uns nicht an Wollust und Grausamkeit und brauchten daher auch nicht, wie die Asiaten, Opiate, Betäubungsmittel, Reue und Buße. — Ich habe mehr als einmal mit dem Tode Kugeln gewechselt, aber niemals ist mir der Gedanke dabei gekommen, daß ich vorher erst ein reines Hemd anziehen müsse, für den Fall, daß ich plötzlich vor jemand stehen würde, der erst meine Wäsche ansähe, ehe er mir die Tür aufmachen ließe. Wir sagen: Wir sind Christen, aber wir sind es nicht, wir können es auch nicht sein. Christentum und Stammesbewußtsein vertragen sich ebensowenig wie Sozialismus, damit meinte er Marxismus, und Kultur. In der Theorie sind wir Christen, aber sobald es an die Praxis geht, in Politik, Geschäft und dergleichen, da sind wir genau solche Heiden wie die Männer, die dort schlafen gelegt wurden." Damit wies er auf die alten Hünengräber in der Heide, von denen eins, seinem Wunsche entsprechend, seine Gebeine aufnehmen wird.

Bitter hat auch Hermann Löns einmal in einem Briefe darüber geklagt, daß die Künstler seiner Zeit statt Diener am Volk zu sein, Sklaven des Mammonismus wären, die immer nur nach

dem Geschmack ihrer Auftraggeber schielten und immer nur daran dächten, ein gutes Geschäft aus ihrer Künstelei zu machen.

So wie uns Hermann Löns der Dichter niedersächsischen Bauerntums ist, so ist Gorch Fock uns der Dichter nordischen Seemannsblutes. Das Meer, mit dem Generationen seines Geschlechtes gerungen hatten, war es, das sein heißes Blut immer wieder reizte. Der Kampf mit den Elementen galt sein ganzes Sehnen, so wie sein Großvater und viele seiner Ahnen in diesem Kampf gestorben waren, so wollte er auch sterben, kämpfend bis zum letzten Atemzuge. Dabei war er kein Lebensmüder, sondern lebenshungrig wie nur irgendeiner, aber, um dieses Leben bangte er nicht aus feiger Furcht, sondern es war ihm so wertvoll, daß er es dem höchsten, was er hatte, seinem Volke, weihte. So starb er am 31. Mai 1916 in der Seeschlacht am Skagerrak für sein Volk kämpfend den Heldentod. Er selbst hat diesen Seemannstod in seinem größten Roman, in „Seefahrt tut not", gezeichnet. Da beschreibt er uns den Kampf des Seemanns und Fischers gegen die tobende See. Die See ist die stärkere geblieben, und kieloben treibt das Boot des Fischers. Eine riesige Woge hebt ihn noch einmal hoch empor, und von seinem Wellenberge sieht er noch einmal das Meer und sein treibendes Boot. Er jammert nicht, er winselt nicht, er bettelt auch nicht um ein paar Minuten Aufschub. Trotzig und hart nimmt er sein Schicksal hin und ohne Bangen vor dem Kommenden, denn er weiß, daß er zu seines Gottes Freude gelebt hat, denn dieser Gott ist die schaffende Kraft seiner Art. So sehen seine schon ins Jenseits gerichteten Augen nicht ein Unbekanntes dunkles Etwas, sondern sie sehen ein Boot daherziehen, schöner und größer als der vor ihm treibende Kutter, und am Steuer dieses neuen Kutters, da sitzt ein Junggast, sein Junge, sein Störtebecker, seine Art, die immer sein wird, solange das Meer ist, und die kämpfen wird, solange sie lebt. So schrieb ein Gorch Fock und so starb er auch.

Klar und hell hatte schon Gorch Fock die Bedeutung des Rassegedankens für sein Volk erkannt, denn er schrieb: „Man wird es in 50 oder 100 Jahren nicht mehr verstehen,

daß die Menschen bei ihren Hunden, Kaninchen und Pferden auf Rasse und Rassepaarung hielten, aber ihre eigene Rasse in einem Wurstkessel verkommen und verbreien ließen." Ebenso wie Hermann Löns erkannte er die Unvereinbarkeit christlicher und nordischer Haltung und glaubte fest an den Durchbruch der nordischen Seele im deutschen Menschen.

In seinem Tagebuch „Sterne überm Meer" hat Gorch Fock sich klar und unverhohlen zum Heidentum seiner Ahnen bekannt.

Er schreibt darin: „Eines hat das Christentum doch nicht gekonnt, das alte frohe Heidenlachen aus der Welt zu bringen. Das springt immer noch aus dem Menschen heraus! Alles Lachen kommt aus dem Heidentum — und alle Freude ist im Grunde heidnisch. Das Christentum kennt kein Lachen, wie denn auch kein Evangelist zu berichten weiß, daß Jesus von Nazareth auch nur ein einziges Mal gelacht hat.

Entweder ich diene Gott durch mein Leben — und dann ist all mein Leben Gottesdienst, und ich brauche keine Kirche, oder ich diene Gott nicht und suche ihn nicht — und dann wäre das Kirchenlaufen erst recht überflüssig."

Weiter schreibt Gorch Fock: „Bist du noch Heide? Bleibe es, und laß dich nicht taufen! — Die Menge hält den Glauben für eine gute Lebensversicherung, die nichts kostet, also immerhin mitzunehmen ist. — Gehe nicht in die Kirche, dort hat der Teufel seine feinsten Fußangeln liegen. — In die Kirche gehen, heißt dem Teufel in die Falle kriechen. Gott soll mich bewahren! — Der liebe Gott ist nicht obdachlos, wenn die Kirchen fallen, er hat tausend und aber tausend herrliche Wohnungen."

Ich erzählte Euch schon einmal von meiner vorjährigen Nordlandfahrt, von dem gewaltigen Eindruck jener Landschaft mit ihren schneebedeckten Bergen, ihren riesigen Gletscherfeldern und Wasserfällen. Gorch Fock sah diese Landschaft mit ihren Fjorden und Bergen 1913 und schrieb: „Ich begreife, daß die Norweger den sogenannten Adel abschaffen konnten, weil jeder vom Adel ist. Nur eins begreife ich nicht, wie das Kreuz in dieses Land

gekommen ist, das Christentum, warum König Olaf sich in Odins Halle das Taufwasser reichen lassen konnte. Aber unsichtbar schwebt der alte Gott immer und ewig um diese Berge." Damit wollte Gorch Fock sagen, daß er es nicht begreife, wie Menschen angesichts einer solchen Naturerhabenheit die Lebensbejahung, Lebensfreude und Lebenslust geradezu herausfordere, sich zu Weltverneinung und zu der Auffassung von der Verderbtheit und Sündhaftigkeit aller Natur bekennen könne." „Aber unsichtbar schwebt immer und ewig der alte Gott um diese Berge", schließt Gorch Fock und sagt damit, daß die schweigende Erhabenheit dieser Berg- und Gletscherwelt von dem nordischen Menschen immer und ewig als Offenbarung des Göttlichen empfunden werden wird, die ihn immer wieder still und fromm macht, so oft er sie schaut."

Man sieht's auf allen Gesichtern, wie es da in diesen Menschen arbeitet, wie etwas zum Durchbruch drängt, aber etwas anderes sich dagegen aufbäumt. So geistert es durch den Raum, und einer sieht den anderen an und wartet, daß irgendeiner etwas gegen mich zu sagen weiß. — Endlich nimmt die alte Reincken das Gespräch wieder auf und sagt: „Was du Robert da alles gesagt hast, mag ja richtig sein, aber fest steht doch nun einmal, daß der Bauer mit seiner Kirche und seiner Bibel durch viele hundert Jahre hindurch verwachsen war, und daß er so leicht davon nicht lassen wird, schon aus Ehrfurcht vor dem Alten." — „Ja", erwidere ich, „diese Ehrfurcht vor dem Alten in Ehren. Aber man soll doch nicht vergessen, daß wir nicht immer da stehenbleiben können, wo die Alten einst gestanden haben, und daß eine große Zeit auch große Entschlüsse fordert. Wer vorwärts will, der muß auch vorwärts schreiten und darf nicht stehenbleiben. Wie taten es denn die Alten, als sie die Lutherbibel das erstemal in die Hand nahmen, da zerbrachen sie auch eine jahrhundertealte Überlieferung und machten sich frei von der Enge der Form. Da taten sie auch einen Schritt vorwärts und standen ein für das Neue, weil es sie frei machen sollte von unnatürlichem Zwang. So haben die Alten gehandelt nach dem Gebot ihrer Zeit, und Ihr

preist sie wegen ihres Mutes zur Tat. Heute aber ist neue Zeit, und sie verlangt das Werk der Alten, die Freimachung des deutschen Menschen, weiterzuführen. Die Lutherbibel war ein Schritt auf dem Wege der Erhebung, aber vier Jahrhunderte gingen seitdem ins Land, und wieder schlägt die Weltenuhr die Stunde eines neuen Erwachens."

Walters Augen haben einen eigentümlichen Glanz bekommen, und zustimmend nickt er zu mir herüber. Umständlich zündet sich der alte Krüger eine neue Zigarre an und sagt dann: „Das da mit den Dichtern vorhin war ja ganz schön, aber schließlich hat es doch auch noch andere gegeben. Nimm mal zum Beispiel unseren Fritz Reuter, doch auch ein völkischer Dichter und einer, den gerade der norddeutsche Bauer so sehr liebt. Dieser Fritz Reuter aber war gewiß kein Kirchenhasser, denn mit wieviel Liebe hat er uns den Pastor als Stückchen deutschen Wesens gezeichnet." — „Ja, das ist richtig", antworte ich, „aber guckt Euch diesen Pastor, wie ihn Fritz Reuter schildert, richtig an. Was an einer solchen Pastorsgestalt wirklich groß ist, das ist das Deutsche an ihr, das ihr Arteigene, das sie uns so vertraut und heimisch macht. Aber dazwischen steht das Artfremde, ihr Christentum, das sie uns fremd und widernatürlich macht. Gerade die Gestaltungskraft eines Fritz Reuters hat diese Gegensätze und widerstreitenden Gefühle und Empfindungen zwischen arteigener, germanischer und der artfremden, christlichen Art wunderbar herausgearbeitet. Dabei kann man dem Dichter gewiß nicht den Vorwurf machen, aus irgendeiner Tendenz diese Gegenstände so gezeichnet zu haben, denn seine Zeit wurde ja noch nicht bewegt von jenen Problemen, die uns heute aufrütteln. Hast du Reuter hier?" frage ich Walter.

„Ja", antwortet er, „soll ich einen holen, willst du einen bestimmten Band haben?" — „Ja", sage ich, „hole mal den Band mit Hanne Nüte her." Walter steht auf, geht nebenan in eine Stube und kehrt nach einer Weile mit einem aufgeschlagenen Bande wieder, den er mir reicht. Ich blättere und suche und sage dann: „Nun paß mal auf, wie Reuter hier den alten Pastor als

nordischen Menschen zeichnet." Ich gebe das Buch zu Vater Reincke hinüber und sage: „Na, Vater Reincke, ich weiß doch, wie gern Ihr aus Eurem Fritz Reuter vorleset und wie gern Euch die anderen zuhören. Also dann macht uns mal die Freude und lest diesen Abschnitt hier vor." — „Na, Mutter, dann reich mir mal die Brille runter", sagt Hermann Reincke zu seiner Frau gewendet. Während Mutter Reincke die Brille von einem Regal heruntemimmt, geht die Tür auf, und Walters Frau, Anna Reincke, kommt zur Stube herein. Als sie den Band Reuter vor Vater Reincke auf dem Tisch liegen sieht, ruft sie lachend: „Da bleibe ich aber hier, wenn Vater vorliest. Draußen bin ich sowieso fertig." Umständlich putzt der alte Reincke die Gläser seiner Brille, setzt sie auf und fängt dann in seinem wohllautenden Platt an zu lesen, und alles um den großen runden Tisch herum lauscht gespannt seinen Worten.

Jeder Einzelne von uns in der Stube erlebt die Szene mit, wie sie Fritz Reuter schildert: Jeder sieht den alten Pastor vor sich, wie er unter den Linden seines Pastorgartens auf und ab geht und sich über die Frühjahrspracht, über den grünen Baum und über die junge Saat freut. Sein Aug ist hell, sein Herz, das lacht, daß es noch einmal diesen lebensfrischen deutschen Frühling genießen kann. Freude und Lebenslust haben die bleichen Backen des alten Mannes frisch gefärbt, da sieht er Hanne Nüte, den frischgebackenen Schmiedegesellen zu sich heraufkommen. Und zu seinerTochter Sophie gewendet, sagt er: „Sag mal, Sophie, ist das nicht Hanne Nüte?" — „Ja, Vater." — „Ei, was führt den her? So weiß und rot, man kennt ihn gar nicht mehr! Es ist doch 'ne wundervolle Zeit, die Frühlingszeit, selbst Schmiedejungen sind aus den ruß'gen Essen heut zu lichten Farben durchgedrungen. Sieh bloß mal diesen Hanne Nüte, er blüht wie Ros' und Apfelblüte!" — Von Hanne Nüte erfährt der alte Herr, daß Hanne sich von ihm verabschieden und morgen auf die Wanderschaft gehen will. Der alte Herr Pastor läßt Wein und Gläser von Sophie bringen und sagt: „Dann soll's nun wohl auf's Wandern gehn. Ei, ei, das ist ja wunderschön, am 1. Mai auf Rei-

sen gehn, wenn neu erwacht ist die Natur, wenn alles blüht und alles grünt, bei Drosselschlag und Lerchenlied, zu ziehn durch die schöne Welt! Ich hab mein Sach auf Nichts gestellt, juchhei! Wer will mein Kamerade sein? Mit frohem Mut und frohem Sinn zu wandern und zu ziehn am 1. Mai? — Trink aus, mein Sohn, trink aus den Wein! Drink ut, min Söhn, ick schenk di wedder inn. Ja, wenn's mein Stand und Alter litt, ich zög' wahrhaftig gerne mit. Und wo geht denn die Reise hin?"

Hanne erzählt, daß Vater ihm geraten, zuerst ins Reich, dann nach Belgien und Flandern, und wenn's möglich werden könnte, auch nach England zu wandern. „Und da hat Vater recht, mein Sohn, die Hauptsach ist die Profession, eins soll der Mensch von Grund auf lernen, in einem das Beste greifen, dann kann er's dreist mit Fug und Recht, sei's Handwerksmann, sei's Ackersknecht, sich stellen in der Bürgerreihen, er wird ein Mann und Meister sein. Und meint denn Mutter ebenso?" — „Nee, Mudder meint nach Teterow, doch höchstens meinte sie bis Swaan, doch wider sall ick ja nich goahn." — „Ja, ja! Ich dacht's, das ist der Mütter Art, sie halten gern im engsten Schrein ihr liebes Kind vor Fährlichkeit verwahrt. Und bei den Töchtern mag's auch richtig sein. Doch bei den Jungen sag ich Nein! So'n Bursch muß durch die Länder schweifen, die Ecken, Kanten runterschleifen, muß lernen sich zu tummeln, rühren, den Stoß mit Gegenstoß parieren, bald unten und bald oben liegen, den Feind bekämpfen und besiegen, bis in ihm fertig ist der Mann und er sich selbst besiegen kann. — Darauf komm her. — Trink mit mir aus! Und kehr als tüchtiger Kerl nach Haus! Und nun noch eins! — Kannst du's verbinden mit deiner Reise ernsten Zwecken, so suche deinen Wanderstecken mit bunten Blumen zu umwinden. Zieh durch die schönen deutschen Länder, schau von den Bergen auf Waldesgrün und auf der Ströme Silberbänder, die sich durch Ährenfelder ziehn. Begrüß die Städte altersgrau, wo Sitte wohnt und deutsche Art, und grüß von mir den edlen Gau, wo dieser Wein gekeltert ward. — Sieh mich, mein Sohn! — In meinen alten Tagen lebt frisch noch die Erinnerung, als ich, wie du, einst

frei und jung den Flug tat in die Ferne wagen. Ach Jena! Jena! Lieber Sohn, sag mal, hörst du von Jena schon? Hast du von Jena mal gelesen? — Ich bin ein Jahr darin gewesen, als ich noch ein Studiosus war. Was war das für ein schönes Jahr! Ach, geh mir doch mit Mutter's Swaan und mit des Alten Engelland, nein, Ziegenhain und Lichtenhain und dann der Fuchsturm wohlbekannt, und auf dem Keller die Frau Vetter — es war ein Leben, wie für Götter!

Trink mal, mein Sohn, trink aus den Wein, ich schenk uns beiden wieder ein. — Und auf dem Markte standen wir, zur Hand ein jeder sein Rappier, und Terz und Quart und quatreverz — gib mir dein Glas nur wieder her — die flogen links und rechts hinüber! Ja, ja! Da ging es scharf, mein Lieber! — und nimmt ein End von Bohnenschacht: „Süh, so mein Sohn, so wurd's gemacht, so lag man aus, so kreuzte man die Klingen und schlägt ein paarmal kreuz und quer und fängt dann deutlich an zu singen: „Stoßt an, Jena soll leben, hurra hoch! Stoßt an! Jena soll leben! Hurra hoch! Die Philister sind uns gewogen meist, sie wissen den Teufel, was Freiheit heißt. — So ging's, so ging's, mein lieber Snut." — Dunn kümmt sin lewe Fru herut und schütt den Kopp und kiekt em an: „Ich weiß nicht, Vater, wie du bist, wie man so weltlich singen kann, wie kannst du so ein Beispiel geben?" — „Ja so, ja so, mein Kind, mir ist das heitere junge Frühlingsleben, der Wein und die Erinnerung an Zeiten, wo dies Lied gesungen, ein bißchen in den Kopf gestiegen. Doch, du hast recht! — Mein lieber Sohn, laß dich von Torheit nicht betrügen! Es ist auf Erden alles eitel, das sagt schon König Salomo, und von der Sohle bis zum Scheitel sind wir der Torheit preisgegeben. Nimm vor der Torheit dich in acht!" — und setzt beiseit den Bohnenschacht. — „Die Kunst ist lang, kurz ist das Leben." — und geiht mit Hannern bis ant Dor. „Sieh um dich, Sohn! Die ganze Kreatur ist in der Sünde tief versunken, und seit dem ersten Sündenfall hat sie zum Himmel rauf gestunken. — Halt mal! War das die Nachtigall? — Wahrhaftig ja! — Bleib doch mal stehn! Ja, ja, sie ist's — wie wunderschön!

— Ja, ja, verderbt ist die Natur und liegt in Höllensündenbanden, und durch die Lust der Kreatur macht uns der Böse all zu schanden. Darum, mein Sohn, — — Ei, ei, da ist sie wieder! — Wie legen sich die Nachtigallenlieder so trostvoll doch ums Menschenherz! Als wenn sie mit der Sehnsuchtklängen vom Himmel zu uns niederdrängen, zu ziehn die Seele himmelwärts, so süß gewaltig ist ihr Ton! — Nun, du reisest morgen schon — wir sprachen eben von der Sünde — nun reis' mit Gott, mein lieber Sohn! Ich sag dir später meine Gründe für die Verderbtheit der Natur." — „Na, denn adschüs og Herr Pastur." — Und Hanne geiht, doch as he sick rechts in de Strat will rimmer wenden, röppt em de Herr Pastur taurück, leggt an den Mund de beiden Händen und röppt em tau: „Ein Wort noch, Söhn! Ich würde doch nach Jena gehn!" —

Der Alte legt das Buch auf den Tisch, und ich bemerke den tiefen Eindruck des Ebengehörten auf allen Gesichtern. „Na", sage ich, zu dem alten Krüger gewendet, „was bringt uns diesen alten Herrn im Priesterrock so nahe? Ist es sein Christentum, das von Höllenqualen, vom Sündenfall und von der Verderbtheit der Natur redet? Wie er so redet, da steht er vor uns wie einer, der nicht zu uns gehört. Wie aus einer anderen Welt klingt seine Stimme, scheu und geduckt vernimmt sie das Ohr, artfremd klingt sie, und artfremd ist sie, und man hört sie deshalb auch nur so lange, wie ihr fremder Klang unser Ohr berührt. Aber sie klingt nicht nach und schlägt keine Saite an in unserer Seele. —

Aber wie dieser selbe Mann im schwarzen Rock die Natur und die Erhabenheit der Schöpfung im heimatlichen Frühling erlebt, wie er an zu reden fängt von dieser Frühlingspracht und wie er hört auf den Nachtigallenschlag, da verstehen wir ihn, weil artgesundes Empfinden aus ihm spricht. Seine starke Lebensbejahung, sein Bekenntnis zu dieser schönen Welt im Frühling und seine Begeisterung für Jugend, Kampfesmut und stolze Haltung zeigen deutlich, wie das Arteigene, das Blutgebundene durchbricht. Da versteht man seine Sprache, und da wird er das, was er

eigentlich sein will, Sprachrohr der göttlichen Offenbarung. Aber das ist er immer dann, wenn er sein Christentum vergißt und seine Seele aus dem übervollen Quell seines deutschen Gemütes schöpft. — Wie komisch wirkt es, wenn er sich erschreckt dieser Tatsache bewußt wird und sich bemüht, ein Christ zu sein. Aber sein nordisches Blut ist stärker, und mit dem Rufe: „Ich würde doch nach Jena gehn!" bekennt er sich wieder zu dieser schönen Welt, zu Volk und Heimat und zum schönen Vaterlande. — Was also das Christentum bei uns noch heute im Volke hält, ist nicht es selbst, sondern sind jene Pastoren, die als nordische Menschen zur nordischen Seele unseres Volkes zu reden wissen, und deren Heidentum, verdeckt durch ihren Kirchenrock, fälschlich als Christentum hingenommen und verstanden wird. Immer wo ein Pastor oder Priester an die Seele seiner Zuhörer rührte, sprach er als deutscher Mensch. Man verstand die Menschen der biblischen Geschichte, weil sie deutsche Züge auf den Bildern unserer Meister trugen, und diese Wirkung wurde noch erhöht, wenn holländische Meister ihnen auch die Tracht flämischer Bauern und Fischer gaben. *So seht Ihr, ob Dichter oder Maler, wenn sie echt lebenswahr dem religiösen Gefühl ihrer Rasse Ausdruck geben wollten, so konnten sie es nur durch Fortlassung der fremden Züge des Christentums und durch Betonung ihres durch Blut und Rasse gebundenen seelischen Empfindens.* Dieses aber trug immer ein *nordisches Gesicht.* Und als einmal ein deutscher Künstler, Adolf v. Menzel, einen jüdischen Christus zeichnete, da zwang man ihn, das Bild von der Ausstellung zurückzuziehen, weil es als artfremd empfunden und als Beleidigung des eigenen religiösen Empfindens verstanden wurde. Der nordische Mensch verlangte eben, daß das Wesen, zu dem er betete, ein Wesen seiner Art war und die Züge seiner Art tragen mußte." —

„Ja aber", unterbricht mich hier der lange Walter, „wie nun, wenn der Mensch aber schwarz oder rot oder gelb ist, verlangt er da auch, daß der liebe Gott so aussieht, wie er selbst?" —

„Ja", sage ich, „auch diese Menschen werden alles als artfremd empfinden, was nicht ihr Gesicht trägt. Auch diesen Menschen ergeht es nicht anders als uns, und daraus ergibt sich die Unmöglichkeit der Vorstellung eines persönlichen Gottes. Die katholische Kirche hat übrigens diesem arteigenen Empfinden der verschiedenen Menschenrassen insofern Rechnung getragen, indem sie in Rom, dem Sammelpunkt der Katholiken aus aller Welt, Christusbilder in verschieden abgewandelter Form hat aufhängen lassen. Da finden wir neben dem arischen Christus einen Christus dunkel mit Kraushaar und Wulstlippen, wie ihn der Neger sich vorstellt, ebenso wie den Christus mit gelbem Gesicht und geschlitzten Augen für den Gläubigen aus dem fernen Osten. — Der Alte Fritz hat einmal gesagt: „Wenn ich mir Gott persönlich vorstellen sollte, so könnte ich ihn mir nur als lieben Kameraden, als alten Soldaten in einer blauen Montur vorstellen." Dieses Beispiel zeigt deutlich die Einseitigkeit und die Gebundenheit der Vorstellung an Blut und Rasse. — Um also auf unseren Fritz Reuter wieder zurückzukommen, so habt Ihr gesehen, daß die Religiosität eines Fritz Reuter nicht anders war als die eines Hermann Löns und eines Gorch Fock. Sie kam aus der Tiefe ihrer nordischen Seele, naturverbunden, lebensbejahend und kämpferisch, wie sie selbst als Menschen gelebt hatten."

Ich schweige. Auch die anderen schweigen, nur Mutter Reinckes Strickstrumpf eifriges Nadelspiel klimpert leise seine Melodie. Vater Reincke sieht auf das vor ihm liegende Buch und sagt dann, nachdem er noch einen Zug an seiner Zigarre gemacht hat: „Ja, wenn einem das so erklärt wird, dann sieht sich das alles ganz anders an. Aber sag' mal, weshalb hat man uns das nicht schon früher so erklärt." — Da schlägt der alte Regulator an der Wand acht Schläge. Ich springe auf: „Jetzt ist es aber höchste Zeit, daß ich mich davonmache", sage ich. „Jetzt haben wir genug Zeit damit verklöhnt." — „Nee, nee", antwortet mir der alte Krüger und drückt mich lächelnd auf den Stuhl nieder, „das gibt es ja nun doch nicht. Erst machst du uns neugierig, und wo es gerade am besten wird, willst du uns davonlaufen.

Morgen ist Feiertag, und da haben wir heute abend gerade die beste Zeit. Ein andermal kommen wir doch nicht wieder so schnell zu einer solchen Unterhaltung. Walter holt uns noch was zu trinken, und dann erzählst du uns noch etwas. Wie war es denn überhaupt mit dem Ollen Fritzen, der hat ja wohl auch nicht allzuviel mit der Kirche im Sinn gehabt." — Walter holt das Bier. Wir trinken, und dann sage ich: „Daß ein Mensch, wie der große Friedrich in der Freiheit seines Denkens durch kein kirchliches Dogma beeinflußt werden konnte, ist ja klar. Bekannt ist ja auch sein Ausspruch: „In meinem Lande soll jeder nach seiner Fasson selig werden." Damit hat er die Achtung vor der inneren Freiheit des anderen zum obersten Grundsatz gemacht und hat sich damit bewußt gegen die Totalitätsansprüche der ververschiedenen christlichen Bekenntnisse gestellt. Die Artfremdheit des Christentums für den nordischen Menschen hat Friedrich deutlich empfunden und sie in einer Reihe von Aufzeichnungen klar umrissen." — Ich hole meine Brieftasche wieder heraus, entfalte ein Blatt Papier und sage: „Paßt mal auf, wie Friedrich der Große sich zu diesen Fragen geäußert hat:

Friedrich schreibt: „Gott ist nach der Geschichte der christlichen Religion so schwach, daß er den Menschen nicht dahin bringen kann, wohin er ihn haben will, er straft ihn durch Wasser, und hernach durch Feuer, der Mensch aber bleibt immer derselbe. Er sendet Propheten, der Mensch bekehrt sich nicht, endlich hat er seinen einzigen Sohn, Jesus Christus genannt, gesandt, allein die Menschen sind noch immer dieselben.— Was für lächerliche Schritte läßt die christliche Religion Gott tun." —

Ebenso scharf urteilt Friedrich über die Bibel: „Welche Eitelkeit, seine Träume für Gottes Wort auszugeben! — Je mehr Ehrfurcht man vor der Gottheit hat, desto mehr muß man sich vor der Gefahr hüten, menschliche Erdichtungen für „Gottes Wort" zu halten. Ich verachte die Heilige Schrift nur darum, weil ich glauben würde, die Ehrfurcht, die ich meinem Schöpfer schuldig bin, zu verletzen, wenn ich ihn auf eine so lächerliche und seiner unwürdige Art reden und handeln ließe."

Über Christus sagt Friedrich: „Er ist erschienen, sagt man, uns zu unterrichten und uns selig zu machen, und dennoch hat er weder das eine noch das andere getan. — Man kann es Jesus nicht vergeben, daß er seine Pflicht nicht besser ausgerichtet, denn er hat weiter nichts als einige moralische Sätze gelehrt, welche die Heiden schon vor seiner Zeit auf eine überzeugendere und deutlichere Art vorgetragen hatten. — Das Opfer Jesu Christi hat überdies etwas viel Unwürdigeres und allen Göttlichen Eigenschaften weit mehr Entgegengesetztes an sich, als die heidnischen Opfer. — Die Menschen lassen Gott Komödie spielen. Länger als 4000 Jahre lassen sie ihn Opfer von Tieren fordern, hernach aber ihn sagen, daß tierische Opfer sehr unnütz wären, und er allein das Opfer seines Sohnes verlange.“ —

Über Kirche und Priestertum urteilt der große König folgenmaßen: „Denn nichts ist so erbittert, so erbarmungslos, wie der Priesterhaß. — Wie kann man an die Unfehlbarkeit derer glauben, die sich als die Statthalter Christi ausgeben, wo man sie nach ihren Sitten eher für Statthalter jener schlimmen Wesenheit halten möchte, die, wie es heißt, die Abgründe der Qualen und Finsternisse bevölkern? Wir sehen Päpste, die einander in den Bann tun, Päpste, die ihre Worte zurücknehmen, Konzile, die die Lehrsätze vorhergehender Konzile unter dem Vorwand einer Erklärung der Dogmen abändern. Der Schluß ist klar, entweder haben diese oder jene geirrt. Warum, fragt man ferner, bekehrte man die Völker mit Verfolgung, mit Feuer und Schwert, wie es zum Beispiel Karl der Große in Deutschland tat? Muß nicht jeder Leser auf den Gedanken kommen, wenn die Religion wahr ist, so reicht ihre Klarheit zur Überzeugung hin. Ist sie aber falsch, so muß man freilich verfolgen, um die Menschen zu ihr zu bekehren!“ —

Der Neffe Friedrichs, Prinz Wilhelm von Braunschweig, behauptete einmal, die Kirche sei die beste Stütze der fürstlichen Autorität, und es gäbe für die Herrscher nichts Bequemeres, als eine Priesterschaft, welche die Herrscher als Ebenbilder Gottes

darstelle und befehle, daß man ihnen einen blinden Gehorsam erweise. Ihm antwortete der große König: „Freund, dieser blinde Gehorsam ist nur für Tyrannen gut, die wahren Herrscher bedürfen nur eines vernünftigen und begründeten Gehorsams. Übrigens stellen die Priester uns nur deshalb als Bevollmächtigte der göttlichen Allmacht hin, um sich selbst als deren Werkzeuge und Dolmetscher auszugeben. Dadurch benutzen sie uns und legen uns zu ihren Füßen. Ich bin das Haupt der Nation, aber ich brauche nicht der Minister der Priester zu sein. Ich will also durchaus nichts von einem blinden Gehorsam wissen, den sie den Völkern nur deshalb predigen, um ihn von mir gegen ihre Kirche, das sind sie selbst, zu verlangen."

Wie Ihr also seht, hat der alte Fritz die Artfremdheit der christlichen Lehre durchaus empfunden, wie sie jeder nordische Mensch unseres Volkes empfunden hat. Sein Dienen am Volke war ihm Gottesdienst. Aus dem tiefen Glauben an die urewigen Werte seines Volkes schöpfte er seine ungeheure Kraft für seine unvergänglichen Taten. In Friedrich haben wir ein Beispiel, wie ein Mensch, auch ohne Christ zu sein, von einer tiefen Gläubigkeit durchdrungen und beseelt sein kann. In dem Bewußtsein, mit seinem Leben seinem Volke gedient zu haben, schloß dieser große König die Augen. Sein letzter Wunsch war gewesen, draußen im Park von Sanssouci beigesetzt zu werden. Damit kam deutlich das Sehnen seiner Seele nach Naturverbundenheit zum Ausdruck, jener Naturverbundenheit, in welcher der nordische Mensch auch seine Verbundenheit mit Gott sieht. Aber kirchlicher Hochmut verlangte seine Beisetzung in einer Kirche, um ihn so wieder als Sohn der Kirche reklamieren zu können und das Volk so über die Stellung seines großen Königs zur Kirche hinwegzutäuschen. So blieb der Wunsch Friedrichs unerfüllt, und mit der Beisetzung in der Potsdamer Garnisonkirche machte sich die Kirche zur Hüterin seiner Gebeine." —

Auf allen Gesichtern rund um unseren Tisch spiegelt sich deutlich die Wirkung des Ebengehörten. Friedrich der Große, im Volksmunde „der Alte Fritz" genannt, das ist kein Name, das

ist ein Begriff bei jedem Einzelnen, ob er nun Bauer, Arbeiter oder sonst was ist. Er ist ihnen zum Begriff von höchster Pflichterfüllung, innerer Wahrhaftigkeit und heroischer Lebenshaltung geworden. So lebt er unter ihnen in tausend Anekdoten. Und nun die große Frage auf all diesen Gesichtern. Sollte dieser Mensch, der so gelebt hat, der so zum Vorbild eines ganzen Volkes geworden ist, sollte er für alles das die ewigen Qualen der Verdammnis aushalten müssen? Er hatte doch die Bibel als göttliche Offenbarung abgelehnt und auch sonst noch vieles gegen Kirche und Christentum gesagt! Dann hatte er also keinen Glauben gehabt! Ja, aber, was hatte ihn dann getrieben, was ihn so groß gemacht, was so unsterblich gemacht? Sein Glaube? Gab es denn noch einen anderen Glauben als den Glauben an Jesum Christum? — Deutlich stehen all diese Fragen auf den Gesichtern da vor mir, und auf ihre Gedanken eingehend, fahre ich fort: „Erst, wenn Ihr Euch von dem Irrtum frei gemacht habt, daß es nur einen Glauben, den Glauben an Christus gibt, erst dann werdet Ihr die tiefe Gläubigkeit dieses großen Königs verstehen und werdet verstehen, daß all sein Tun und Handeln nur Ausdruck dieses Glaubens war, eines Glaubens, der zwar von Bibel und Christentum nichts wissen wollte, der aber in seiner Reinheit und Heiligkeit in nichts zu übertreffen war. Das war der Glaube an die Ewigkeit und die unvergänglichen Werte seines Volkes, dieser Glaube bestimmte seine Haltung, gab ihm die innere Geschlossenheit und den Mut, im Dienst am Volke seine Unsterblichkeit zu suchen. Sein Leben und die Tatsache, daß sein Leben noch heute unter uns wirksam ist, zeigt uns, daß dieser Glaube kein Unglaube, sondern der für den deutschen Menschen artgemäße Glaube war." — „Ja, ja, du hast recht", ruft der lange Walter, „man braucht nur den Hohenfriedberger Marsch irgendwo zu hören, und sofort wird der „Alte Fritz" in einem lebendig." — „Ja", sage ich, und zum alten Krüger gewendet, „dieser Alte Fritz, wie er da lebt in tausend Anekdoten, meint Ihr nicht, daß diese Gestalt unserer großen Geschichte mit ihrer Gradheit und Ehrenhaftigkeit, mit ihrer Tatkraft und Entschlossenheit, mit

ihrer Opfer- und Einsatzbereitschaft und ihrem Glauben an Deutschland unserer deutschen Jugend als sittliches Vorbild dienen könnte? Meint Ihr nicht auch, daß solche Vorbilder aus deutscher Geschichte mehr wirksam sein müssen auf das empfängliche Gemüt unserer Jugend, als jene jüdischen Viehhändler- und Zuhältergeschichten des Alten Testaments?" — Schweigend nickt der Alte, eine tiefe Erregung nimmt ihm im Augenblick die Sprache.

Auch bei Mutter Reincke arbeitet es heftig in den Zügen ihres Gesichtes. „Ja", sagt sie jetzt endlich. „Das mag ja auch alles sein, aber auch der Alte Fritz hat die Kirche nicht abgeschafft, und er hat sein Weihnachten und Ostern sicher ebenso gern gefeiert, wie wir es tun." — „Was Sie da sagen, Mutter Reincken, ist richtig", antworte ich, „aber es beweist nicht das, was Sie damit sagen wollen, sondern das Gegenteil. Als Mensch nordischen Blutes hatte dieser große König eine viel zu hohe Achtung vor der inneren Freiheit seiner Mitmenschen. Als nordischer Mensch lehnte er die starre Dogmatik einer artfremden Lehre ab, aber ebensowenig, wie er selbst als nordischer Mensch sich einem Gewissenszwang beugte, ebensowenig fiel es ihm ein, dieses von seinen Untertanen zu fordern. Nicht Gewissenszwang, sondern Gewissensfreiheit sind von jeher die Forderung nordischer Menschen gewesen. Dem Wesen nordischer Art war überhaupt von jeher jeder Gewissenszwang fremd gewesen, und als beispielsweise, etwa um das Jahr 1100, christliche Missionare anfingen, auf Island Kirchen zu bauen und das Christentum zu predigen, da fiel es keinem der heidnischen Isländer ein, die Christen an der Ausübung ihres Kultes zu hindern. Ja, ein heidnisches Gebot sagte sogar: „Wenn du als Heide an den Stätten vorbeigehst, die den Christen heilig sind, so erweise ihnen dieselbe Ehrfurcht, die du auch vor den Heiligtümern deiner Götter bezeugst!" Das war ganz und gar nordische Art. Die Achtung vor der inneren Freiheit des anderen. So übten lange Zeit nebeneinander auf Island Heiden und Christen ungestört ihren Gottesdienst, bis zu dem Augenblick, wo das Christentum dank der Vornehmheit der heid-

nischen Isländer sich stark genug fühlte, alles, was nicht christlich war, auszurotten. In diesem Augenblick zeigte sich, wie überall, die „christliche Liebe" mit der ganzen Brutalität ihres religiösen Fanatismus. Wenn daher heute durch Alfred Rosenberg die Gewissensfreiheit des deutschen Menschen verkündet wird, so bedeutet das nicht die Anwendung christlicher Methoden in umgekehrter Richtung, sondern es bedeutet die nordische Auffassung von der Gewissensfreiheit, wie ich sie an dem Beispiel der heidnischen Isländer gezeigt habe. Sehr mit Recht konnte daher auch der Führer sagen: „Wir denken nicht daran, aus Kirchen Kintöppe oder Klubhäuser machen zu lassen", und wir können hinzufügen, daß niemand von uns, die wir für diese Gewissensfreiheit kämpfen, wird das religiöse Empfinden eines Volksgenossen weniger achten, weil es christlich ist. Das werden wir tun, trotzdem uns das isländische Beispiel gezeigt hat, daß solche Vornehmheit nicht immer das Richtige ist. Aber nordische Art ist viel zu sehr durchdrungen vom Gedanken der Freiheit, um Gewissenszwang üben zu können. Gewissenszwang ist römisch-syrisch und daher uns artfremd, Gewissensfreiheit aber ist deutsch und nordisch."

„Ja, aber wie ist es nun mit Weihnachten?" wirft Mutter Reincke ungeduldig ein. — „Weihnachten", sage ich, „wurde Tausende von Jahren, bevor das Christentum aus dem Orient zu uns kam, genau so wie heute schon bei unseren Ahnen gefeiert. Das Julfest, wie es unsere Ahnen nannten und wie es auch heute noch in den nordischen Ländern und teilweise bei uns genannt wird, das Fest der Wintersonnenwende, war ihnen heilige Zeit. Es war das Fest der Wiedergeburt des Lichtes.

Dann wenn die Not des Winters die Sippe sich immer enger zusammenschließen ließ, dann wenn das Tagesgestirn sich kaum noch gegen die langen Nächte des nordischen Winters zu behaupten schien, dann war heilige Zeit bei unseren Ahnen. Es war die Zeit, wo Licht und Finsternis miteinander rangen. Die Zeit von der Wintersonnenwende am 24. Dezember oder Julmond, wie sie sagten, bis zum 6. Januar oder Hartung, dem Tage, an

dem der Sieg des Lichts über die Finsternis deutlich offenbar wurde.

So feierten sie mit der Wintersonnenwende die Wiedergeburt Baldurs, des Lichtgottes. Da galt es die Himmlischen würdig zu empfangen. Dann wurde rechtzeitig Haus und Hof gereinigt und beiderseits des Einganges je ein Tannenbaum gesetzt. Die Halle selbst, der vornehmste Raum im Heime des Freibauern oder Edelings, mit Mistelzweigen und Tannenästen geschmückt und wohl auch hinter dem Hochsitze des Herrn im Hause, vor dem die Herdstelle erbaut war, der bis an die Decke reichende Wodan und Baldur gleich heilige Baum, die Tanne, aufgerichtet. — Nun war die längste Nacht des Jahres angebrochen, die Stunde, in der der Lichtgott und mit ihm die Sonne verjüngt, also neugeboren, wieder erstehen sollte. Rollte man brennende Räder über die Abhänge der Hügel und Berge, warf glühende Holzscheiben hoch in die Luft und durchzog mit brennenden Fackeln die Gemarkungen. — Und wie auf Hügeln und Bergen, auf den Altären in den heiligen Hainen und vor dem Götterbaume die Julfeuer zum nachtdunkelen Himmel emporloderten, so flammte dann auch vor dem Wodansbaume in der Halle am häuslichen Herde der Julblock auf, mit seinem zitternden Scheine durch die ganze Zeit der heiligen Zwölfen hindurch die Halle erhellend, mit seiner Glut sie erwärmend. Licht war das Zeichen des ganzen Festes, und einen grünen Baum stellte man auf, als Sinnbild des urewigen Weltenbaumes, und weil es das Fest des siegenden Lichtes war, erfreute man sich gegenseitig mit Überraschungen und Geschenken. Es war das Fest der Freude, der Liebe, es war der Ausdruck innigster Gemeinschaft. Deshalb, weil es so ganz Ausdruck nordischer Seele war, Mutter Reincke, hat es sich gehalten bis auf den heutigen Tag. Nicht weil es christlich war, sondern weil es nordisch war! Weil es unausrottbar war bei den Menschen nordischen Blutes hat sich die Kirche im Jahre 325 n. Chr. dazu entschließen müssen, das Christfest, die Geburt Jesu, auf den 25. Dezember, dem Tage der nordischen Wintersonnenwende, festzulegen, nachdem man vorher am 6. Januar, 25. März, am

20. April, dann am 20. Mai und auch am 18. November die Geburt Christi angenommen hatte. Der Weihnachtsbaum mit seinem Lichterglanz, ohne den wir uns eine deutsche Weihnacht überhaupt nicht denken können, hat nichts, aber auch rein gar nichts mit Christentum zu tun, sondern ist, wie ich schon sagte, Sinnbild des nordischen Weltenbaumes Yggdrasil, des mit dem Boden verwurzelten Blutes und des zum Himmel emporstrebenden Geistes. Bis ins 18. Jahrhundert hinein haben deshalb auch Bischöfe gegen diese heidnische Unsitte gewettert. Aber was aus Blut und Rasse gewachsen, war unausrottbar, und so blieb der Kirche schließlich nichts weiter übrig, als die altheidnischen Feste unserer Ahnen mit all ihren uralten Gebräuchen zu übernehmen und für christlich zu erklären. So sind sämtliche kirchlichen Feste samt und sonders dem Heidentum unserer Ahnen entnommen. Deshalb waren auch keine Gottlosen- und Freidenkerverbände imstande gewesen, den Sinn für diese Feste unter ihren Anhängern auszurotten. Wohl konnten sie dem Menschen den Glauben an die sogenannte Religion nehmen, aber wenn das Weihnachtsfest kam, dann brach auch unter diesen sogenannten Gottlosen, soweit sie nordischen Blutes waren, etwas auf, uralt und ewig, und ließ sie hingehen und ganz still und heimlich den Weihnachtsbaum putzen. Wenn draußen im großen Kriege der Mann im Trommelfeuer der Materialschlachten seinen Glauben an den allgerechten und allgütigen Gott verloren hatte, am Weihnachtstage, da zündete er ein paar Kerzen an einem kleinen Bäumchen an, und aus rauhen Kriegerkehlen klang leise die Melodie: „Stille Nacht, heilige Nacht." Das war nicht Bekenntnis zum Christentum, das war unbewußtes Bekenntnis zur blutgebundenen Volksgemeinschaft, unbewußtes Bekenntnis zur deutschen Seele. Wenn das Lied, das man sang, auch einen christlichen Text besaß, so war es doch deutsch, und seine Weise war Ausdruck eines deutschen Herzens. Ich habe Euch von Gorch Fock und von seinem Heidentum erzählt, meint Ihr, daß diese Männer, die kalt und trotzig dem Tode ins Angesicht schauten, die in all den Schlachten und Gefechten zur See immer nur von der einen Sorge beherrscht waren,

ihre Flagge bis zum letzten Augenblick rein zu halten, meint Ihr, daß diese Männer ihr Weihnachten als Christen im Bekenntnis zum Pazifismus, zur Feindesliebe, zur Demut und Gnade gefeiert hätten? Meint Ihr, daß diese Männer, die von tausend Stürmen her mit dem Tode auf Du und Du standen, meint Ihr, daß diese Männer in Sorge um ihr letztes Stündlein am Weihnachtsheiligabend sich irgendwie einen Baum zurecht bauten und ein Weihnachtslied sangen? Nein, niemals hätten diese rauhen Männer das fertig gebracht, wenn nicht etwas dagewesen wäre, was an sie gerührt hätte, das wieder etwas in ihnen wach gemacht hätte. Es war das Blut, das Gefühl der Blutsgemeinschaft, das Gefühl der Schicksalsverbundenheit, das sie, ebenso wie vor Tausenden von Jahren, ihre Ahnen weich und ihre Herzen fromm machte in ehrfürchtigem Ahnen vor der schaffenden Kraft ihres Blutes.

So seht Ihr, daß das, was Blut und Rasse geboren, unausrottbar, unauslöschlich in den Trägern dieses Blutes lebt, und daß Euer sogenanntes Christentum nur die äußere Form ist. Der wirklich religiöse Inhalt dagegen ist die uralte, urewige Verbundenheit Eures Blutes mit dem All. Deshalb haben sich die altheidnischen Feste unserer Ahnen gehalten bis auf den heutigen Tag und werden bleiben, solange ihr Blut in den Adern nordischer Menschen pulst. Man braucht deshalb keine Sorge zu haben, daß wir mit dem Christentum auch unsere schönen alten Feste verlieren könnten. Ob wir nun unser Weihnachtsfest als Heiden oder Christen feiern, aus der Tiefe unseres deutschen Gemüts werden wir es immer am innerlichsten empfinden. Aber niemals wird der völkisch bewußte deutsche Mensch, auch wenn er noch glaubt Christ zu sein, dieses Fest als den Geburtstag des jüdischen Messias feiern können. Denn zwischen deutsch-völkischer und jüdisch-internationaler Auffassung gibt es kein Kompromiß, und vor jedem von uns steht heute die Frage, für welches von beiden wir uns entscheiden wollen." — Alles hat mit gespanntester Aufmerksamkeit zugehört.

Da klappt draußen eine Tür. Der schwere Schritt von ein

Paar Holzpantoffeln hallt durch den leeren Schankraum. Die Tür zu uns öffnet sich, und der graue Kopf eines älteren Mannes wird sichtbar. „Ach, Schwager August“, ruft Hermann Reincke, „na, denn man rinn, wir sind gerade bei der besten Unterhaltung.“ — „Nee“, antwortet August Schulze, Bruder von Mutter Reincke und Besitzer des schräg gegenüberliegenden Erbhofes. „Ich wollte nur ein paar Zigarren holen.“ Aber er kommt doch rein und gibt jedem von uns die Hand. Er ist ein breiter, mehr untersetzter Mann in den 60ern. Seine scharfblickenden Augen verraten Selbstbewußtsein und harten Willen. — „Na“, fragt er den langen Walter, als er diesem die Hand reicht, „wann wirst du deinen neuen Dreschkasten mit Strohbinder und Presse kriegen?“ — „Onkel, das weiß ich selbst nicht“, antwortet Walter, „erst wollen Sie wissen, wieviel Umdrehungen unser großer Motor macht. Da wird wohl noch 'ne Weile vergehen, bis der Kasten hier ist.“ — „Na, nun setz' dich doch schon“, fordert Mutter Reincke ihren Bruder noch einmal auf, „Robert war gerade dabei, uns von Christus als Juden zu erzählen.“ — „Dat Thema kenne ich“, wirft lachend Onkel August dazwischen, „was meinst du wohl, wie bei uns zu Hause darüber diskutiert wird. Die Bengels sind natürlich schlauer als die Alten, aber bei Muttern, da kommen sie schlecht an. Die hält doch an ihrem alten Glauben fest.“ Und sich zu mir wendend, sagt er, sich dabei setzend: „Außerdem habe ich doch neulich erst irgendwo gelesen, daß Christus ein Arier war und aus Galiläa stammte, was ja soviel heißen soll wie Heidengau. Denn weißt du, Robert“, fügt er verschmitzt lächelnd hinzu, „seit meine Jungs zu Haus das Thema so oft bei den Ohren haben, passe ich auch auf, wenn ich so was lese, und bin nicht mehr so leicht zu überrumpeln.“ —

Alles sieht gespannt auf mich und wartet darauf, was ich antworten werde. — „Das, was Ihr mir da sagt“, sage ich, zu Bauer Schulze gewendet, „ist mir nicht neu, aber interessant daran ist mir, daß Ihr mit einem Male Euch auf das Heidnische berufen wollt.“ — „Wieso, fragt Ihr?“ fahre ich fort, „Ihr

meint doch die Person Christi damit zu retten, daß Ihr ihn aus dem Heidengau stammen laßt. Nun immerhin ein Fortschritt, wenn Ihr als deutscher Bauer die Menschen aus dem Heidengau denen des Judengaus Judäa vorzieht. Aber leider ist auch damit die Gestalt Christi als arischer Heiland nicht zu retten. Denn Christus, dessen hebräischer Name Jehoschuach lautete, ist nun einmal nach der „Heiligen Schrift" Jude. Der bekannte Kardinal Faulhaber sagt zu diesem Thema: „Einige wollten Christus durch einen falschen Geburtsschein retten: Er sei überhaupt kein Jude, er sei Arier gewesen, weil in Galiläa Arier gewohnt hätten. Das 1. Kapitel des 1. Evangeliums gibt den Stammbaum Jesu mit der Überschrift: „Stammbaum Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams." Ebenso beurkundet der Römerbrief (1, Vers 3) die Abstammung Jesu aus dem Geschlechte Davids. Gewiß waren die Galiläer als Grenzvolk ein Mischvolk, Christus war aber nicht in Galiläa geboren, er war in Bethlehem geboren, in der Stadt Davids, im Gebiet des Stammes Juda, und auch seine Eltern waren in Judäa geboren." — Mancher wird zwar sagen, ja, das ist die katholische Lehrmeinung, aber auch für den Protestanten gilt ja die Heilige Schrift als Gottes Wort, und dieser Jehoschuach oder Jesu, mit seinem griechischen Namen, hat sich ganz unmißverständlich als Erfüller der im Alten Testament niedergelegten Auffassung bekannt. Denn er sagt: „Glaubet nicht, ich sei gekommen, das Gesetz oder die Propheten aufzuheben. „Ich bin nicht gekommen, sie aufzuheben, sondern sie zu erfüllen!" Matth. 5, Vers 17. Das „Gesetz und die Propheten" aber sind die Bücher des Alten Testaments mit ihren zum Teil schauerlichen Verheißungen. Jehoschuach oder Christus, wie Ihr ihn nennt, wehrt sich ausdrücklich dagegen, daß man ihn und seine Lehre vom Alten Testament zu trennen versucht, wie es ja auch heute immer und immer wieder geschieht. Ich glaube wohl, daß es Euch schwer fällt, Euch diesen Jehoschuach als Heiland vorzustellen, genau so wie man das Christusbild Adolf v. Menzels mit seinen jüdischen Zügen nicht als das Bild des Erlösers anerkennen wollte. Deswegen stellte man ihn

auch unter dem griechischen Namen Jesu vor, weil das weniger jüdisch klang. Denkt weiter daran, daß die Sprache, die dieser Jehoschuach redete, die Sprache der Hebräer war, und daß das Gesetz und die Schriften der Propheten in hebräischer Sprache und hebräischer Schrift geschrieben waren. Wer also die Bibel im Urtext lesen will, der muß erst mal hebräisch lernen. Jüdisch ist die Sprache, und jüdisch ist auch der Geist, der aus diesem Buche spricht. Art gehört zu Art, und so konnten Juden auch nur jüdisches Empfinden schreiben. Oder empfindet Ihr es als deutsch, wenn Ihr leset: „An den Fremden magst du wuchern, aber nicht an deinen Bruder, auf daß dich der Herr, dein Gott, segne in allem, was du vornimmst im Lande, dahin du kommest, dasselbe, einzunehmen.“ (5. Mose 23, Vers 20.) —

„Denn der Herr, dein Gott, wird dich segnen, wie er dir geredet hat. So wirst du vielen Völkern leihen, aber du wirst von niemand borgen. Du wirst über viel Völker herrschen, und über dich wird niemand herrschen.“ (5. Mose 15, Vers 6.)

Dann weiter: „Wenn dich nun der Herr, dein Gott, in das Land bringen wird, das er deinen Vätern, Abraham, Isaak und Jakob, geschworen hat, dir zu geben, große und feine Stücke, die du nicht bebaut hast, und Häuser, alles Guts voll, die du nicht gefüllet hast, und ausgehauene Brunnen, die du nicht ausgehauen hast, und Weinberge und Ölberge, die du nicht gepflanzest hast, daß du essest und satt wirst.“ (5. Mose 6, Vers 10 und 11.)

Und in 5. Mose 7, Vers 6: „Denn du (Juda) bist ein heiliges Volk, deinem Herrn (Jehova). Dich hat Gott, dein Herr, erwählt zum Volk des Eigentums aus allen Völkern, die auf Erden sind.“

Und in 5. Mose, Vers 16: „Du wirst alle Völker fressen, die der Herr, dein Gott, dir geben wird. Du sollst ihren Göttern nicht dienen, denn das würde dir ein Strick sein.“

Sagt, Bauer Schulze, ist dieses Christentum nun Judentum, oder nicht? Das sind aber nur einige wenige Beispiele, die sich beliebig vermehren lassen. Ihr werdet sagen, ja, das ist ja das

Alte Testament, aber die Gestalt eines Jesu mit dem Gebot der Nächstenliebe ist doch von einer solchen sittlichen Größe, an die nichts heranreicht. Nehmen wir nun aber einmal die Bibel als unantastbare Tatsache, wie ist dann die „reine Gestalt Jesu"? – „Liebet Eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen" usw. (Matth. 5, Vers 44.) — Aber andererseits: „Doch jene, meine Feinde, die nicht wollen, daß ich über sie herrschen sollte, bringet her und erwürget sie vor mir!" (Lukas 19, Vers 27.) — Wie reimen sich diese Widersprüche zusammen zu einer „reinen Gestalt"?

Oder wenn Jesus sagt: „Nicht alle fassen dieses Wort, sondern die, welchen es gegeben ist. Denn es gibt Verschnittene, die so geboren sind vom Mutterleibe her, und es gibt Verschnittene, die von den Menschen verschnitten wurden, und es gibt Verschnittene, die sich selbst verschnitten haben, um das Reichs der Himmel willen." (Matth. 19, 11.)

Und in Lukas 12, 51, Matth. 10, 21; 10, 35: „Meint ihr, ich sei erschienen, Frieden auf Erden zu bringen? Nein, ich sage euch, sondern vielmehr Spaltung, denn von nun an werden sein 5 in einem Hause gespalten, 3 werden gegen 2 und 2 werden gegen 3 sein, der Vater gegen den Sohn, der Sohn gegen den Vater, die Mutter gegen die Tochter, die Tochter gegen die Mutter, die Schwiegermutter gegen die Schwiegertochter und die Schwiegertochter gegen die Schwiegermutter."

Lukas 14, Vers 26: „So jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Bruder, Schwester, auch dazu sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein."

Es wäre nur zu wünschen, daß jeder selber die Evangelien kritisch durchlesen würde. Es würden genug weitere Widersprüche, nicht nur in der Zeichnung der Jesugestalt innerhalb der Bibel, sondern auch Widersprüche zum deutschen Empfinden des Lesenden sich zeigen. Das kritische Lesen der Bibel ist die beste Werbung für den völkischen Gedanken. Nun aber kommen die Auslegungen. Wenn es nun aber so ist, daß jeder die Jesugestalt so auslegt, wie er nach seiner Art sie sieht, so soll man auch so ehr-

lich sein und zugeben, daß die eigene Art das Wesentliche im religiösen Leben ist, nicht aber die von außen her aufgepfropfte Überlieferung. Der Deutsche fragt: „Wie bist du?" aber nicht: „Was glaubst du?" Bleibt noch die Größe des Jesutodes. Der Deutsche achtet jedes große Sterben. Aber die germanische Geschichte ist ebenso reich an Beispielen großen Sterbens unserer heidnischen Vorfahren, wie von christlichen Grausamkeiten, und was der Weltkrieg an Heldensterben sah, geht weit über das Kreuz hinaus.

Zum Schluß die Auswirkungen dieser „reinen Gestalt Jesu"! Es genügt ein Satz: „*Die Geschichte des Christentums ist so voll von Blut und Grauen wie keine einer anderen Religion!*" — So, Bauer Schulze, das war meine Antwort auf Euren Einwurf." — Alles schweigt, und auch Bauer Schulze ist still. — Nach einer Weile fahre ich fort: „Wie ich Euch schon einmal sagte, tritt vor jeden von uns die Frage der Entscheidung zwischen völkisch-deutscher und jüdisch-christlich-internationaler Auffassung heran. Es gibt nur die Wahl zwischen diesen beiden, nur ein „Entweder-Oder"!" Ich entnehme meiner Mappe ein Heft und sage: „Paßt mal auf, wie eine in Österreich erscheinende Wochenschrift als Vertreterin der katholischen Auffassung zu den Problemen „völkisch" und „christlich" Stellung nimmt. Sie schreibt unter anderem: „Hier handelt es sich lediglich darum, daß bewiesen wird: eine völkisch-rassische Religion, und möge sie noch soviel von Christentum an Anschauungen, Dogmen und Symbolen übernommen haben, kann nie und nimmer Christentum sein. Sie führt, folgerichtig durchdacht, nicht nur zum Heidentum, sondern sie ist schon Heidentum. *Wer sich als völkisch-rassisch Religiöser noch einen Christen oder gar einen Katholiken nennt, belügt sich selbst, oder er ist ein Mensch der Halbheiten, der Unfertigkeit und Oberflächlichkeit* ... Schreitet man, wie Luther, einmal von Rom weg und bleibt nicht auf halbem Wege mit Luther und bei Luther stehen, so hat diese Straße nur *ein* Ende. Die völlige Leugnung jedes Christentums ...

Von dem völkischen „artreinen“ Christentum, das kein Christentum mehr ist, bis zum Heidentum ist kein weiter Weg mehr. *Wer unter den Völkischen ihn nicht beschreitet, der muß es sich gefallen lassen, entweder für denkuntüchtig oder für unehrlich gehalten zu werden.* ... Ein völkischer, ein Rassestaat im Sinne der Nationalsozialisten, ist als christliche Schöpfung, ja selbst als rein politische Schöpfung, nur unter Duldung seitens des Christentums ein Unding, genau so, wie es für einen Mathematiker ein Unding wäre, sich um die Konstruktion eines viereckigen Kreises zu bemühen ... Dies Christentum ist ein Ganzes, bei ihm gibt es, seiner Natur nach, keine Privatsache, im Christentum ist der ganze Mensch, also auch der *politische* Mensch, der Religion Gehorsam schuldig. Dem Christentum ist in seinem Ideal des Gottesstaates Religion, Wirtschaft, Politik stets eins ... Und das Christentum verlangt von jedem Menschen, daß er sein Ganzes, selbstverständlich auch sein weltliches Tun, nach der Religion orientiere. Alle diese völkischen Christen vergessen, daß die christlichen Gebote, zum Beispiel das der Feindesliebe, der Demut, der Missionierung des Erdkreises, sich immer irgendwie geschichtlich-politisch, nicht nur rein religiös auswirken müssen. Und noch etwas, was für die Völkischen wohl das Wesentlichste ist: *Nämlich, daß selbst jedes Überbleibsel des Christentums, das man in die völkische Rassegemeinschaft übernimmt, sich früher oder später gegen diesen Rassestaat auswirken muß und ihn noch vor seinem endgültigen Gestaltwerden zu Fall bringen wird.*“

„Ja“, sage ich, mich wieder an die kleine Versammlung hier wendend, „jeder von uns wird sich zu entscheiden haben zwischen Rom und Juda und dem Bekenntnis zu einem ewigen Deutschland. „Rom ist solange unbesiegbar, solange das Christentum selbst nicht angegriffen wird“, höhnt die österreichisch-katholische Zeitschrift, wenn sie schreibt: „Bei Luthers Auftreten handelt es sich ja weniger um eine Reform der Lehre als um einen all-

gemeinen deutschen Kampf gegen Rom. Aber kaum war dieser Kampf begonnen, so erkannte man auch, daß Rom unangreifbar ist, solange das Christentum selbst nicht mit angegriffen wird. Die Logik dieser Entwicklung haben bereits weite Kreise des heutigen Protestantismus so sehr begriffen, daß sie, wenn auch langsam, wieder einschwenken nach Rom." — Diese Annäherung protestantisch-kirchlicher Kreise an Rom, von der diese Zeitschrift spricht, hat ja besonders deutlichen Ausdruck in einer Ergebenheitsadresse evangelischer Pastoren an den Heiligen Vater in Rom gefunden." — „Aber das kann doch gar nicht möglich sein", unterbricht mich heftig Mutter Reincke. — „Jawohl, so was war möglich", antworte ich, „und zwar im Oktober 1933. Das, was diese Herrschaften alle so miteinander verbindet ist das jüdisch-internationale Prinzip, das die Christen aller Konfessionen immer wieder zusammenführt zu einer Front gegen das völkische Prinzip des Nationalsozialismus. Bedenkt, daß Papst Pius IX. und mancher andere Vollblutjuden waren. Bedenkt, daß Geza und Torqueda, die Einführer der kirchlichen Inquisition mit der furchtbaren Qual der Scheiterhaufen Juden waren, und bedenkt, daß auch ein sehr erheblicher Teil unserer evangelischen Pastoren jüdischen Blutes ist. Christus war Jude, und jüdisch war auch das Antlitz Jahwes, seines Gottes. Paulus, Petrus, alle waren sie Juden. Paulus, der mit seinem jüdischen Namen Schaul hieß, hat die Missionierung der Heiden mit der Wiederaufrichtung der jüdischen Weltherrschaft begründet. Als Paulus nach Rom kam, da stellte ihm die Judenschaft Roms ihren Tempel für seine Predigten zur Verfügung, so sehr sah sie in ihm den Vertreter jüdischer Interessen. Derselbe Paulus, von dem ein evangelischer Pfarrer in seiner Antwort an Rosenberg schreibt, daß jedem evangelischen Christen die Person eines Paulus viel zu heilig sei, um darüber überhaupt noch ein Wort zu verlieren. Ja, auch der völkisch-deutsche Mensch brauchte eigentlich über einen Paulus kein Wort weiter zu verlieren, denn er braucht sich Männer, die ihm heilig sind, nicht unter ehemaligen Rabbinern zu suchen. Aber die Befangenheit so vieler deutscher

Menschen in diesen Fragen zwingt uns, darüber zu reden. Nennt Ihr es sittlich oder moralisch, wenn dieser heilige Mann über das Problem der Ehe sagt: „Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre. — Aber, um der Hurerei willen habe ein Jeglicher sein eigenes Weib, und eine Jegliche habe ihren eigenen Mann." — Ist das die Heiligkeit der Ehe? Ist das die so oft genannte gut-christliche Ehe? Was aber ist die christliche Ehe dann? Das Neue Testament lehnt sie ab, weil, wie es heißt, das Weib, das da freiet, nur um den Mann und um das Weltliche sorget. Das Weib, daß aber nicht freiet, das sorget, das sie heilig werde.

Wo also ist die christliche Ehe? Wo findet sie ihre Vorbilder? Im Alten Testament? — Ja, aber dann wäre die jüdische Vielweiberei das Vorbild einer christlichen Ehe. Mit der jüdischen Bibel kam auch die materialistische Lebensauffassung zu uns, deren Verkörperung der Jude selber ist. Nun wurde das Ich zum Mittelpunkt auch für den nordischen Menschen gemacht. Das Ich galt es zu retten vor Höllen- und Fegefeuer. Die Sorge um das Ich bis in die Ewigkeit wurde zum Sinn des Lebens gemacht. 1500 Jahre hat diese volkzerfressende Auffassung vom Sinn des Lebens auf den deutschen Menschen gewirkt und ihn vergiftet. Braucht man sich da zu wundern, wenn der Nationalsozialismus auf so viel Unverständnis stößt, wenn immer und immer wieder einer sagt: „Was hab' ich davon, was nützt mir der Nationalsozialismus, was hab' ich von einem ewigen Deutschland, wenn ich tot bin." Das ist der Geist des Materialismus, der jüdische Geist, der Volk und Rasse zerfrißt. Das ist die Frucht einer 1500jährigen Erziehung durch das Christentum, die den Menschen das Denken im Ich zum Fundament seiner gesamten Lebensanschauung gemacht hat. Deshalb sind „völkisch" und „christlich" zwei unüberbrückbare Gegensätze. Deshalb spricht auch diese katholische Zeitschrift hier durchaus wahr, wenn sie sagt: „Wer als völkisch-rassisch-religiöser Mensch sich noch einen Christen nennt, belügt sich selbst." — Ich lege das Heft, das ich solange noch in der Hand gehalten habe, auf den Tisch, dabei fallen mir ein paar

beschriebene Blätter heraus. Anna Reincke, Walters Frau, bückt sich danach und hebt sie auf. „Da hast du wohl noch mehr drauf stehen", sagte sie, mir die Zettel reichend. Mutter Reincke steht währenddessen auf und geht zur Tür, die zum Flur hinausführt. Als sie diese öffnet, prallt sie gegen Franz, den Knecht, der plötzlich mit hochrotem Kopfe im Türrahmen steht.

„Mensch, Franz, was stehst du denn hier?" fragt erstaunt die alte Reincken. — „Weil, — weil mir das so interessieren tut, habe ich ein bißchen zugehorcht", antwortet Franz verlegen. — „Na, denn komm man rein und horche weiter", ruft lachend der alte Krüger, während Mutter Reincke auf den Flur zur Küche hinausgeht. — Franz setzt sich etwas abseits still auf einen Stuhl. „Was hast du denn da noch drauf stehen?" fragt Walter neugierig zu den Zetteln hinüberguckend. Onkel August langt nach einem der Zettel und sieht mit weitsichtig zwinkernden Augen auf das Papier. „Gunn — gunnar, Gunnar, — ach, das kann ich ohne Brille doch nicht lesen", sagt er, das Blatt mit einem lauten Schlag wieder auf den Tisch legend. — „Na, Robert scheint da noch allerhand auf Lager zu haben. Walter, dann hol uns mal noch was zu trinken, und dann kann der Kampf weiter gehen", sagt der alte Krüger gemütlich. Walter geht, und inzwischen kommt Mutter Reincke aus der Küche wieder mit einem Topf Kaffee und nimmt ihren alten Platz auf dem Sofa wieder ein. —

Nachdem wir getrunken haben, sage ich: „Dieser Gegensatz zwischen völkisch und christlich ist immer und stets von allen Menschen nordischen Blutes empfunden worden. So nicht nur bei uns, sondern ebenso in den nordischen Ländern. Hier nur zwei Beispiele", und ich nehme dabei den Zettel, mit dem sich vorhin Onkel August vergebens bemüht hat. „Hier als erstes ein paar Worte von Gunnar Gunnarson. Gunnarson ist isländischer Dichter, und er wird Euer besonderes Interesse finden, wenn Ihr hört, daß er Bauer auf Island ist. Ein richtiger Bauer, ein richtiger Bauerndichter. Nicht einer, der aus dem Umgang mit geistigen Dingen zum Dichter wurde, sondern einer, der aus der Einsamkeit seiner nordischen Heimat, aus der Tiefe seines Bauern-

seins die Worte fand, wie sie vor 1000 Jahren seine Ahnen in ihren Sagas geformt hatten. Also dieser Bauer Gunnar Gunnarson schreibt da an einer Stelle: „Ich wollte mein Gemüt von den Maschen der Wahnbegriffe befreien. Der verwickelte dreieinige Gott der Christen war nicht mehr der meinige, aber die Dogmenphrasen der Kinderzeit hingen mir immer noch wie Fesseln an den Beinen. Ich hatte Größe und Reinheit zu ahnen begonnen, in der Tiefe meines Gemütes sammelten sich Schmerz und Freude, Sein und Tod zu der Kraft und Fülle, die das eigentliche Leben ausmachen. Aber noch stritt ich mit den Resten des Dualismus, panische Lebensangst, Trotz gegen das Schicksal, Aufruhr gegen den Gott, der möglicherweise das Ganze lenkte. —

Wir leben! Kurz und gut. Das Leben ist unser Adel, und soll hier gelebt werden. Es soll im Jetzt gelebt werden. Nicht in der unfaßbaren Ewigkeit eines Jenseits, von dem wir nichts wissen. Der Kannibalismus und anderes Glaubensgepfusch, was geht das mich an, einem Nordländer. Für mich ist das Brot heilig als Brot, und der Wein heilig als Wein. Ich bekenne mich als Mensch zum lebendigen Fleisch, zu dem Leben, das mein ist. Ich bin ein Sohn der Erde. Körper entspringt Körper, Geist aus Geist, und die Welt wächst. Grenze auf Grenze sprengt das Leben, aber die letzte Grenze erreicht es nie, denn es gibt keine letzte Grenze! Keinen Tod! Nur Leben! Das ist Heidentum. Das ist Menschenreligion!"

Ich lege den Zettel wieder zurück auf den Tisch. — „Ja, seht Ihr", sage ich, „so spricht ein isländischer Bauer! Der Dualismus, von dem er spricht, das ist der Widerstreit der Gefühle. Der Widerstreit seines nordischen Blutes im Trotz gegen das Schicksal, gegen die seinem nordischen Blute artfremde Auffassung des Christentums von Angst und Sünde und dem Gotte, der möglicherweise alles lenkt. Aber in diesem Widerstreit ist das nordische Blut Gunnarsons stärker geblieben als fremde Überzeugung. Aus seiner Erd- und Naturverbundenheit heraus bekennt er sich zu Blut und Boden, zum Jetzt, zum Diesseits, zu seiner Rasse und zu seinem Volk. Mit dem Kannibalismus und Glau-

bensgepfusch, von dem er spricht, meint er das christliche Abendmahl. Der Christ, auch der lutherische Christ, hat aus innerster Überzeugung zu glauben, daß das Brot oder die Oblate, die ihm beim Abendmahl gereicht wird, der Leib, das Fleisch Christi ist, und daß der Wein, den er dabei trinkt, das Blut Jesu Christi ist, das er trinkt. Gunnarson, wie jeder andere Mensch nordischer Haltung auch, lehnt eine solche kannibalistische Vorstellung als unmöglich ab. Das ist eben Zauberspuk, Seelenzauber und Glaubensgepfusch, wie es jüdisch-orientalischer Auffassung arteigen ist, der aber dem religiösen Empfinden unseres nordischen Blutes geradezu ins Gesicht schlägt. Für Gunnarson als Bauer wird das Brot nicht heilig durch den Zauberspruch eines Priesters. Es ist ihm heilig als Brot, heilig als Frucht seines heimatlichen Bodens, heilig wie alles, was dieser Boden bringt oder trägt. Heilig durch den Segen der Erde und heilig durch den Segen der Arbeit. — Arbeit", wiederhole ich noch einmal und sage: „Findet Ihr irgendwo in der Bibel geschrieben, daß Christus gearbeitet hat? Daß er jemals den Schweiß und den Segen der Arbeit kennengelernt hat? Daß er mit eigenen Händen an irgendeiner Sache mitgeschafft hat? Nein! Nach jüdischer Art hat er, wie alle seine Artgenossen, die körperliche Arbeit gemieden. Das war auch durchaus artgemäß für ihn, denn der Jude kennt nicht die innere Verbundenheit des Schaffenden mit seiner Arbeit. Für ihn ist die Arbeit ein Fluch. Deshalb läßt er Gott auch Adam und Eva dadurch strafen, daß er sie vom faulen Nichtstun zu körperlicher Arbeit verdammt. Der Jude hat eben nie, wie der nordische Mensch, den Segen der Arbeit gekannt, und er hat sich deshalb auch stets bemüht, von der Frucht fremder Arbeit zu leben. Einige dafür kennzeichnende Bibelstellen habe ich Euch ja vorhin schon vorgelesen. Also auch Jehoschuach, oder Christus, scheint darin den Fußtapfen seiner Ahnen gefolgt zu sein.

Aber ich wollte Euch ja noch von der Einstellung anderer nordischer Menschen erzählen. Ebenso wie der Isländer Gunnarson hat sich auch der norwegische Dichter Gabriel Scott zum Heiden-

tum als Ausdruck nordischer Rassenseele bekannt. In seinem Buche „Und Gott?“ sagt er an einer Stelle: „Eine Religion, wie wir sie brauchen, muß auf der Wirklichkeit aufbauen können, ohne Versuch, sie umzudichten. Was ist das für eine widerliche Heuchelei, den Unschuldigen zu spielen und die Schuld auf Gott zu wälzen! Was ist das für eine Jämmerlichkeit, die Religion an Stelle des Gewissens zu setzen und sich seiner Verantwortung zu entziehen! Das Luthertum ist jetzt auf der Stufe seiner Erniedrigung. — Aufgeklärte Menschen wenden sich ab, die Jugend zuckt die Achseln, das Land entchristlicht sich von Oben herab, die Menschen rufen nach einer neuen Religion. Das sind Tatsachen! — Nur die Kirche will es nicht hören, die Pfarrer halten das taube Ohr hin und reichen sich die Hände und machen statt dessen Truste, ungefähr so, wie es die Tabakhändler tun.“ — Ihr seht also, nicht nur bei uns zu Lande erwacht das Bewußtsein dafür, daß das Christentum dem religiösen Empfinden des nordischen Blutes in jeder Beziehung artfremd ist. Wie ich schon einmal sagte: „Religion ist eben Ausdruck der Rasse, aus der sie entstanden ist. Ebenso wie bei der Kunst. Deshalb ist und bleibt Christentum — Judentum. Daher werden sich immer und überall nordische Menschen gegen die fremde Religion wehren, weil die fremde Religion immer Ausdruck einer fremden Rasse und fremden Geistes ist. Oder will man etwa sagen, daß ein Ausspruch Christi: „Wer aber zum Schwerte greift, der soll durch das Schwert umkommen!“ dem Wesen der nordischen Kämpfernatur entspräche? Das ist Judentum, wie es leibt und lebt, und niemals wird der nordisch-deutsche Mensch darin die Offenbarung des Göttlichen erblicken können. — Übrigens kommt auch Scott zu dem gleichen Schluß, wie die vorhin von mir angeführte österreichisch-katholische Wochenschrift. Er sagt: „Wer noch Christ sein will, der kann es nur als gläubiger Katholik sein, aber niemals als Protestant. Das heißt, entweder nehme ich bedingungslos und ohne jeden Vorbehalt Kirche und Bibel als Ausdruck göttlicher Offenbarung hin, oder nicht! Fange ich aber an, Vorbehalte zu machen, und fange ich an, mich mit meinem gesunden Menschen-

verstande gegen die Unsinnigkeiten dieses jüdisch-orientalischen Zwangsglaubens zu wehren, so kann ich nicht auf halbem Wege bei Luther stehenbleiben, sondern muß folgerichtig bis zum Heidentum durchstoßen." Entweder wir erkennen die Bibel als Gottes Wort und bekennen uns damit zum jüdisch-internationalen Prinzip, wie es auch folgerichtig die römische Kirche tut, oder wir bekennen uns zum völkischen Rassegedanken unseres Blutes, dann sind wir eben Heiden. Ja, Heide! Das so vielen wie ein Schimpfname klingt. Und wer hat diesen Namen zum Schimpfnamen gemacht? Fremde Männer aus dem Morgenlande waren es. Fremd unserer Rasse, fremd unserem Empfinden, zertraten sie das Andenken an die, die uns heilig sein sollten durch ihre Treue und ihren Glauben an unsere Art, an unser Blut."

Ich schweige. — Wieder ist Stille im Raum, nur aus der Ofenröhre hört man das nervöse Zischeln des letzten Bratapfels. Die Augen von Walter Reincke und Franz leuchten. Begeisterte Anteilnahme spricht aus ihnen. — Anna Reincke sieht etwas verlegen drein. Auf den Gesichtern des alten Krügers und Bauer Schulzens ringen Zustimmung und Ablehnung miteinander. Schließlich aber sagt der alte Reincke zu Onkel August: „Na, Schwager, ich glaube, so langsam kriegen sie uns doch unter!" — Bauer Schulze brummt unwirsch etwas vor sich hin und zieht dann erregt an seiner Zigarre. Walters Augen leuchten um einen Schein heller, und Franzens Gesicht glüht vor Erregung. Mutter Reincke sitzt sinnend auf ihrem Sofa, der Strickstrumpf ist ihr aus den Händen geglitten. Sie sagt nichts, aber ihr Gesicht drückt mehr Ablehnung als Zustimmung aus. — Alte Zeit — Neue Zeit — sie ringen zäh und verbissen in diesem Raum. —

Anna steht auf, geht zum Ofen, nimmt den Bratapfel heraus und legt ihn auf eine Untertasse. „Ist bald Ostern und immer noch so kalt, daß man heizen muß", sagt sie dabei, „im vorigen Jahr waren wir um diese Zeit doch schon viel weiter." — So verschieden reagieren die Menschen, denke ich, und vergleiche Annas gleichgültiges Gesicht mit Franzens erregter Anteilnahme. Dieser kann sich dann auch weiter nicht enthalten, er räuspert

sich, und etwas stockend fragt er mich: „Ach, wissen Sie noch mehr davon?“ — Mutter Reincke sieht erstaunt auf, und Vater Reincke lächelt gutmütig. „Na gewiß“, antworte ich, Franz zunickend, „nur würden wir heute nicht mehr damit fertig werden, wenn ich alles vorbringen wollte. Aber ein paar Sachen will ich Euch noch dazu erzählen.

Der bekannte Dichter Friedrich Hebbel schreibt zum Beispiel über seine Stellung zum Christentum: „Das Christentum verrückt den Grundstein der Menschheit. Es predigt die Sünde, die Demut und Gnade. Christliche Sünde ist ein Unding, christliche Demut die einzig möglich menschliche Sünde, und christliche Gnade wäre eine Sünde Gottes. Dies ist um nichts zu hart! Die edelsten und besten Männer stimmen darin überein, daß das Christentum wenig Segen, aber viel Unheil über die Welt gebracht hat. Aber sie suchen meistenteils den Grund in der christlichen Kirche; ich find' ihn in der christlichen Religion selbst. Das Christentum ist das Blatterngift der Menschheit. Es ist die Wurzel alles Zwiespaltes, aller Schlaffheit der letzten Jahrhunderte vorzüglich.“ —

Was hat die Kirche gegen solch vernichtendes Urteil zu sagen? Nichts als die Berufung auf den jüdischen Jahwe und seine jüdischen Propheten. Aber zugleich seht Ihr auch an diesem Beispiel, wie unsinnig es ist, immer den Nationalsozialismus dafür verantwortlich zu machen, daß das Land sich immer mehr entchristlicht, denn Hebbel lebte ja vor unserer Zeit. Auch Hermann Löns, Gorch Fock, Friedrich der Große, Goethe, Schiller und wie sie alle hießen, haben den Nationalsozialismus nicht gekannt, und doch so geurteilt. Warum? Weil ihr nordisches Blut nach arteigenem Ausdruck verlangte, weil ihr nordisches Blut sich dagegen aufbäumte, zuzusehen, wie eine jüdisch-internationale Lehre, Christentum genannt, das Volk zerfraß. Nicht der Nationalsozialismus, sondern die Artfremdheit, das Jüdische und das Internationale am Christentum sind schuld daran, daß sich der völkisch empfindende Mensch immer weiter von ihm entfernt und es schließlich ganz ablegt. Nietzsche, der ja auch noch

nichts vom Nationalsozialismus gewußt hat, urteilt folgendermaßen: „Der christliche Glaube ist von Anbeginn an Opferung: Opferung aller Freiheit, alles Stolzes, aller Selbstgewißheit des Geistes, zugleich Verknechtung und Verhöhnung, — Selbstverstümmelung.“ — Noch schärfer drückt sich Nietzsche aus, wenn er sagt: „Ich gehe durch die Irrenhaus-Welt ganzer Jahrtausende, heißen sie nun Christentum, christlicher Glaube, christliche Kirche, mit einer düsteren Vorsicht hindurch. Ich hüte mich, die Menschheit für ihre Geisteskrankheiten verantwortlich zu machen. Aber mein Gefühl schlägt um, bricht heraus, sobald ich in die neuere, in unsere Zeit eintrete. Unsere Zeit ist wissend. Was ehemals bloß krank war, heute ward es unanständig, es ist unanständig, heute Christ zu sein. Und hier beginnt mein Ekel!“ Diese Worte des großen Nietzsche werden vielen als hart und ungerecht erscheinen. Aber kann gegenüber der Härte und Grausamkeit des Christentums gegen unser nordisches Blut überhaupt ein Wort hart genug sein? Hart genug sein gegenüber jüdisch-internationaler Herrschsucht? Hören wir doch einmal, was ein Jude, der Jude Chaim Bückeburg, als „deutscher“ Dichter Heinrich Heine bekannt, dazu zu sagen hat. Dieser Jude schreibt schon vor etwa 50 Jahren: „Das Christentum, und das ist sein schönstes Verdienst, hat die brutale germanische Kampflust einigermaßen besänftigt, konnte sie jedoch nicht zerstören, und wenn einst der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, wovon die nordischen Dichter soviel singen und sagen. Jener Talisman ist morsch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zusammenbricht.“ Ganz richtig siehet dieser Jude die Unmöglichkeit, nordisches Blut auf die Dauer in Fesseln zu halten, und ganz richtig sieht er die Zeit kommen, wo das nordische Blut unserer Art die Fessel sprengen wird, die ihm das Judentum mit dem Christentum angelegt hat.

Nach dem Weltkriege, nach der Novemberrevolution von 1918, als der nordische Mensch im deutschen Volke endgültig niedergeschlagen zu sein schien, ist das Judentum wieder hoffnungs-

froher, und der Jude und Reichsminister Walter Rathenau sprach das etwa so aus: „Und wenn alles versagt, so wird der Intellektualismus, und wenn nicht der Intellektualismus, so wird Karl Marx, und wenn nicht Karl Marx, so wird Christus sie zum Sinai führen", das heißt zur Verkündungsstätte, zur Entgegennahme der jüdischen Gesetze. Wer Christus dient, dient uns! Triumphiert das Judentum!

Nur so werdet Ihr den verbissenen Kampf der Kirchen aller Konfessionen gegen die Einführung eines Arierparagraphen verstehen, das heißt, daß sie es ablehnen, sich als völkische Kirche zu bekennen und Menschen jüdischen Blutes und fremder Rasse auszuschließen. Christentum ist eben Judentum, und deshalb wird es niemals etwas unternehmen, was gegen das Judentum gerichtet ist. Wenn ein evangelisches Kirchenblatt schreibt, daß Gott Juda zum Brautvolk erkoren, und daß Gott die Juden aufhebt für eine letzte Aufgabe in der Weltgeschichte, wenn Blätter, wie der „Zionsfreund", innerhalb der evangelischen Front bestehen mit der besonderen Aufgabe der Vertretung der Juden-Christen, wenn Juden für die Berliner Stadtmission Missionsschriften vertreiben, dann wird man auch von evangelischer Seite sein Bekenntnis zum jüdisch-internationalen Prinzip kaum mehr ableugnen können. Man wird dies um so weniger können, nachdem auch die „Deutschen Christen", die den Versuch machten, zwischen „völkisch" und „christlich" eine Brücke zu schlagen, die Unmöglichkeit dieses Vorhabens eingesehen und gleichfalls in die Front der übrigen christlichen Richtungen eingeschwenkt sind." — Nehmen denn heute die Kirchen auch noch Juden auf?" unterbricht mich Walter Reincke. — „Ja, gewiß", antworte ich, „und sogar in stärkerem Maße als wie früher, und auch heute noch predigen Juden als evangelische Pastoren oder als katholische Priester von ihrem jüdischen Jahwe zum deutschen Menschen." — „Was will man aber dann mit unseren schönen alten Kirchen machen?" fragt Mutter Reincke dazwischen. — „Ja", sage ich, „so wird mancher fragen, und mancher wird sagen, na ja, da haben wir es ja, also doch Kintopp oder ähnliches will man nachher daraus machen. Wer

aber so denkt, der zeigt, daß er nur christlich-jüdisch zu denken vermag, nicht aber völkisch! Der Jude Chaim Bückeburg, genannt Heinrich Heine, den ich schon vorhin zitierte, der sagt allerdings über unser nordisches Erwachen: „Dann werden die alten Götter aus ihrem tausendjährigen Schlafe wiederauferstehen und sich den Schlaf aus den Augen reiben, und Thor wird seinen gewaltigen Hammer nehmen und ihn mit gewaltigem Schlage auf die gotischen Dome niedersausen lassen." Ihr seht, ein Jude kann eben nur jüdisch denken und schreiben. Er kennt eben keine Achtung vor dem religiösen Empfinden, und er meint, so brutal, wie das Judentum durch das Christentum die heiligen Kultstätten unserer heidnischen Ahnen zertrat, so müßte auch umgekehrt der nordische Mensch handeln, wenn er einmal erwacht wäre. Nein, Mutter Reincke, niemals wird ein völkisch, ein rassisch bewußter deutscher Mensch jemals auf den Gedanken kommen, die Stätten, die seinen Ahnen als Stätten innerer Sammlung, als Stätten religiösen Erlebens heilig waren, anders als mit Achtung und Ehrfurcht betrachten zu können, ganz gleich, ob diese nun einst heidnischem oder christlichem Gottesdienst gedient haben. Gedient haben sie alle dem inneren Erleben unserer Ahnen, verschieden war nur die Form. Niemals werden diese Stätten anderen Zwecken als dem inneren Erleben und der Erbauung des deutschen Menschen dienen können, ganz gleich, welche äußere Form der deutsche Mensch sich dafür wählt." — „Gibt es dann auch noch Hochzeiten?" fragt Anna Reincke unvermittelt dazwischen. — „Na natürlich gibt es die", erwidere ich, „wie es auch im Brauchtum unserer Ahnen all diese Höhepunkte unseres Lebens im Ausdruck feierlicher Handlung gab. Geburt und Tod, und alles, was dazwischen liegt, sind dem nordischen Menschen von jeher ernste und heilige Dinge gewesen, die er nicht abtut mit der Nüchternheit eines leeren Formalismus. Gerade bei diesen Festen innerhalb Eurer Sippe, mag nun Freude oder Trauer der Anlaß sein, wird Euch die blutgebundene Verbundenheit untereinander und zum Volksganzen bewußt wer-

den. Gerade in solchen Augenblicken werdet Ihr Euch mehr als sonst als Glied einer Kette zu betrachten wissen, die von Ewigkeit zu Ewigkeit reicht. Lernt aus solchen Augenblicken Euer ganzes Leben von diesem Standpunkt aus zu sehen, dann werdet Ihr wissen, was völkisch ist. Dann werdet Ihr das Wort „Volk" als einen heiligen Begriff empfinden lernen, für den es sich lohnt zu leben und zu sterben. „Ein Volk zu sein, ist die Religion unserer Zeit", rief schon Ernst Moritz Arndt, der große Sänger der Freiheitskriege. Ein Volk zu sein, muß uns Sinn und Ziel unseres Strebens sein. Auf dieses Volk mit seinem heiligen Blut könnt Ihr stolz sein. Bis in die graue Vorzeit hinab seht Ihr dieses Blut schaffend und wirkend am heimischen Boden. Stolz könnt Ihr sein auf dieses Blut mit seiner hohen Bauernkultur, mit seinem Können und Schaffen zu einer Zeit, da unten am Mittelmeer niemand Ähnliches kannte. Von hier brachte das nordische Blut unserer Ahnen Aufstieg und Kultur nach Rom, Griechenland und Asien und schuf dort die großen Reiche des Altertums. Nicht umgekehrt, wie man es uns 1000 Jahre lang vorgelogen hat. Aber mit der Vermischung mit fremdem Blute zerfielen die großen Schöpfungen jener Nordleute und machten sie reif für die neue Minderwertigkeitsreligion aus Palästina. Friedrich Nietzsche sagt beispielsweise in bezug auf die Griechen, die ja ursprünglich auch ein nordisches Volk waren, folgendes: „Daß, was an der Religiosität der alten Griechen staunend macht, ist die unbändige Fülle von Dankbarkeit, welche sie ausströmt. Es ist eine sehr vornehme Art Mensch, welche so vor der Natur und vor dem Leben steht! — Später, als der Pöbel in Griechenland zum Übergewicht kommt, überwuchert die Furcht auch in der Religion, — und das Christentum bereitet sich vor." Mit der Überwucherung durch den Pöbel meint Nietzsche das zunehmende Einströmen vorderasiatisch-semitischen Blutes in das Griechenvolk. Wohin diese Rassenmischung geführt hat, wissen wir. Von dem stolzen, edlen Griechentum der Antike ist nichts übriggeblieben als ein Levantinertum übelster Art, das sich rühmt, selbst den Juden noch an gewissenloser Verschlagenheit zu übertreffen. So

ging es Rom, und so ging es allen großen Kulturen, sobald sie abwichen von den ewigen Gesetzen von Blut und Rasse, in denen sich uns das Göttliche offenbart. Diese aus dem Völkerchaos des Mittelmeeres entstandene, faulige Brut hat es dann aus ihrem Gefühl der Minderwertigkeit heraus fertig gebracht, uns das Bild der Ahnen zum Zerrbild zu machen. Aus dem germanischen Freibauern der Vorzeit, der sich mit seiner Sippe redlich um sein täglich Brot mühte, machten sie den wilden Barbaren mit Hörnerhelm und Bärenfell, machten sie ihn zum faulen Säufer und Nichtstuer und zum wilden Schlagetot. Im Berliner Museum für Volkskunde, da könnt Ihr sehen, unsere Ahnen, wie sie in Wahrheit aussahen. Der Mann rasiert, im wollenen Wams, die Frau die Hüterin des Herdfeuers, die Mutter der Kinder, in Hemdbluse und langem Rock aus feinem selbstgewebtem Wollstoff. Im buntgewirkten Gürtel den Dolch zur Verteidigung ihrer Ehre. Sie war nicht Weibchen, sie war Lebens- und Kampfgefährtin des Mannes. Ihre Ehe mit ihm war ihr heilig, und wer darin anders dachte, der bekam ihren Dolch zu spüren. Den Kindern gab sie das Leben und zog sie auf, in Zucht und Sitte, und sie wurden große, stolze, freie, edle Menschen. Ein Mädchen der Bronzezeit seht Ihr dort mit kurzgeschnittenem Haar und kurzem Wickelrock aus feinem Wollstoff, und Ihr sagt, das gab es damals schon? Ja, das gab es damals schon, und es gab noch viel mehr, eine Technik im Bronzeguß, wie sie bis heute nicht wieder erreicht wurde. Die nachgebildeten Menschen der Vorzeit, die Ihr da seht, sind nicht der Phantasie eines gelehrten Professors entsprungen. Nein, in schweren Eichensärgen fand man im Moor die Leichen der Ahnen. Im Moor hatten sich Haare, Haut und Kleidung so gut erhalten, daß man so in der Lage war, uns zu veranschaulichen, wie unsere Ahnen in Wirklichkeit ausgesehen haben. Das waren keine faulen Fresser und Säufer, wie sie uns fremde Verleumder hinzustellen suchten. Ihr wißt es ja selbst als Bauern am besten, wie schwer es ist, auf unserem kargen Boden, in unserem Klima dem Acker das tägliche Brot abzuringen. Unsere Heimat ist nie ein Schlaraffenland gewesen, wo

Milch und Honig floß. Schwer und hart mußte hier seit altersher alles erarbeitet und erkämpft werden. An der Küste, da hatten die Germanen eine Bootbautechnik entwickelt, die nicht zu übertreffen war. Ihre Sternen- und Himmelskunde war sehr viel weiter entwickelt als die der alten Völker am Mittelmeer. Unerhört waren die Leistungen, die die germanischen Seefahrer mit ihren Drachenschiffen vollbrachten. Ihr unerhörter Wagemut trieb sie über die Meere nach Island, Grönland und ließ sie schon ein halbes Jahrtausend vor Kolumbus das amerikanische Festland erreichen. Für das aus dem Orient kommende Christentum war es aber unmöglich, die Leistungen dieser germanischen Bauern und Seefahrer, die Höhe ihrer Kultur und die Reinheit ihrer Sitten als vorhanden zuzugeben. Wovon hätte es diese lebensstarken Menschen auch erlösen sollen? So wurde mit dem eindringenden Christentum in brutalster Weise alles vernichtet und niedergetreten, was man an Kulturwerten vorfand, und die lichte Helle altgermanischen Menschendaseins wurde von den fremden Verleumdern zum finstersten, verabscheuungswürdigen Barbarentum gemacht. In die Finsternis unglücklichen Heidendaseins brachte das Christentum das Licht. Mit dieser Lüge hat man den folgenden Geschlechtern das Andenken an die Ahnen geraubt, und um diese Lüge aufrecht zu erhalten, hat man alles Große und Edle an unseren heidnischen Ahnen an Werken und Hinterlassenschaften vernichtet und zerstört. So hat es das Christentum überall gemacht, wo es hingekommen ist, überall hat es, wie wir auch in Mittel- und Südamerika gesehen haben, die vorhandenen Kulturen zerstört, um dafür den christianisierten Völkern das jüdisch-internationale Prinzip als das Alleinseligmachende zu bescheren. Wie solche Lügenpropaganda gemacht wird, habt Ihr ja selbst im Weltkriege erlebt. Wo man aus dem anständigen, braven und gutmütigen deutschen Soldaten ein Ungeheuer machte, das den Frauen und Mädchen die Hände abhackte, die Kinder an die Türen nagelte und sonst alle möglichen, nur in der jüdisch-orientalischen Phantasie vorstellbaren Grausamkeiten verübte. Hunnen nannte man sie, unsere braven Feld-

grauen, und machte sie damit in der Vorstellung der ganzen Welt zu wilden, verabscheuungswürdigen Bestien. Aber genau so wenig, wie all die Millionen deutscher Frontkämpfer wilde menschenverstümmelnde Bestien waren, genau so wenig waren unsere Ahnen das, wofür eine christliche Lügenpropaganda sie uns anderthalb Jahrtausende lang ausgegeben hat. Lernt Eure Ahnen und ihr Heidentum wieder so achten, wie sie es von Euch als Nachfahren verdienen. Verdienen, wie der Frontkämpfer des Weltkrieges und sein Heldentum es verdient. Lernt Eurer eigenn Art, Eurem eigenen Blute mehr glauben als volksfremden Verleumdern, und lernt die erkennen, die Eures Blutes Feinde sind.

Gerade jetzt bereiten sie sich wieder vor zu neuem Angriff auf unser Blut. Juda und Rom, wie immer, eifrig im Bunde. Der Halbjude in Rom, zusammen mit jüdischem Kapitalismus und jüdischem Bolschewismus und dem Judenschwärmer Otto von Habsburg sind die Vertreter des römisch-jüdischen Gedankens. Österreich ist ihr Aufmarschgebiet, und ein Heiliges Römisches Reich deutscher Nation unter der Kaiserkrone Habsburgs ist ihr Traum. Ein Traum voll Blut und Grauen, in dem dann wieder Deutsche gegen Deutsche, Blut wider Blut stehen würden. Auf dem Reichstage zu Worms schleuderte der päpstliche Nuntius Aleander dem Luther die Worte entgegen: „Wenn Ihr Deutschen das römische Joch abschütteln wollt, so werden wir dafür sorgen, daß Ihr Euch untereinander totschlagt." Wie gründlich Rom diese Methode angewandt hat, dafür hat uns der 30jährige Krieg das beste Beispiel gegeben, und nach derselben Methode sucht man auch heute unter Zusammenschluß Österreichs mit dem katholischen Süd- und Westdeutschland ein neues Reich deutscher Nation zu schaffen, um mit seiner Hilfe das verhaßte Hitler-Deutschland zur Strecke zu bringen und wieder Deutsche gegen Deutsche hetzen zu können." — „Is doch 'n Skandal!" ruft Bauer Schulze dazwischen, und schlägt sich mit der Faust aufs Knie. — „Ja, so was nennt sich nu christlich, und christliche Menschenliebe", bestätigt der alte Krüger. — „Verrecken müßten die Hunde!" stößt Walter aufge-

regt hervor. — „Aufhängen die Bande“, wirft Franz zitternd vor Erregung dazwischen. — „Ja“, sage ich, „und es sind kaum ein paar Wochen her, daß der jüdische Frontkämpferbund in Wien, die israelitische Kultusgemeinde und was da sonst noch an Judengenossenschaften existiert, als Stichwort für die Juden herausgegeben hat: „Nur für Habsburg!“ Vorher hatte Otto von Habsburg dieser werten Versammlung in einem persönlichen Handschreiben die enge Verbundenheit seines Hauses mit dem Judentum zum Ausdruck gebracht.

Dieses Habsburg, von dem nichts weiter deutsch war als der Name. Dieses Habsburg, das sich niemals als Vertreter des Deutschtums, sondern immer nur als Machtträger des politischen Katholizismus, als Diener Roms gefühlt hat. So haben sie sich bemüht, im 30jährigen Kriege das gegen Rom protestierende nordische Blut in Deutschland auszurotten, so haben sie sich bemüht, im 7jährigen Kriege gegen Friedrich den Großen das neu entstehende Deutschland zu zerschlagen. Mit dem deutschen Kaisergedanken hat Rom es verstanden, den deutschen Menschen immer wieder sich untertan zu machen. Und entstand einmal irgendwo in Deutschland ein Kaisertum, das nicht romhörig sein wollte, so wurde flugs ein Gegenkaiser geschaffen. So klagt schon Walther von der Vogelweide um das Jahr 1200 darüber, wie der Papst zwei Kaiser, Otto IV. und Philipp II., gegeneinander ausspielt, um damit das Reich zu zerstören und es so besser ausbeuten zu können. Im Vertrauen auf das Kaiserhaus Habsburg erhoben sich 1809 die Tiroler Bauern gegen Napoleon, weil sie in ihrem Kaiser den Vertreter ihres Deutschtums glaubten, und was geschah? Der Kaiser verriet seine Bauern und ließ sie im Stich. Er zog seine Truppen aus Tirol zurück, weil ihm die Interessen seiner römischen Hauspolitik wichtiger waren als seiner Tiroler Bauern, und er ließ es zu, daß ein Andreas Hofer als Rebell erschossen wurde, trotzdem er diesem vorher das feste Versprechen seiner kaiserlichen Unterstützung gegeben hatte. So brach der Tiroler Bauernaufstand zusammen, und die, die ihn zusammenschießen mußten, waren wieder Deutsche, waren bayrische

Bauern und Holzknechte in französischen Uniformen. Das ist der große Jammer unserer Vergangenheit, daß es immer Deutsche gab, die sich gegen Deutsche ausspielen ließen, und in diesem Ränkespiel ist das Haus Habsburg immer der getreue Diener der Interessen Roms und Judas gewesen. „Rom bleibt aber solange unbesiegbar, solange das Christentum nicht angegriffen wird", höhnt das österreichische Blatt, und wir fügen hinzu: „*Juda ist solange unbesiegbar, solange das Christentum nicht angegriffen wird*. Denn wir können das Judentum nicht angreifen, ohne damit auch das Christentum mit seiner jüdischen Bibel, seinem jüdischen Jahwe, seinem jüdischen Messias, seinen jüdischen Propheten und seinen jüdischen Aposteln anzugreifen. Christentum ist Judentum. Beides wird mit Rom zu einer geistigen und politischen Einheit." Alles in der Stube ist still. Jeder ist angestrengt mit seinen Gedanken beschäftigt, da wirft Anna die Worte in die Stille: „Aber Heide sein ist doch auch nicht schön." —

„Ja, Heide", sage ich zu ihr, „das Wort klingt dir furchtbar, scheint Euch wie ein Schimpf zu sein. Wißt Ihr überhaupt, was das Wort Heide bedeutet? *Heide bedeutet soviel wie Bauer, der Mann von der Heide!* So wie die frühere jüdisch-liberalistische Zeit das Wort „Bauer" zu einem Begriff von Dummheit und Rückständigkeit gemacht hatte, so machten auch die jüdischen Apostel des Christentums den Bauer, den Mann von der Heide, verächtlich, weil er zähe und fest am arteigenen Glauben hing. Aber sag' mal, kann das ein Schimpf sein, was unseren Ahnen, unserem Blute jahrtausendelang heilig war, seine Freiheit, seine Ehre, sein Glaube an das Gute? Ihr fühlt doch auch keinen Schimpf, Euch zu den großen Toten des Krieges und der Bewegung zu erkennen und war das, was ihnen eine jüdisch-internationale Lügenpropaganda nachschimpfte, etwa besser als das, was eine jüdisch-christliche Lügenhetze unseren Ahnen nachsagte? Ihr lacht über solche Verleumdungsversuche an unseren toten Kämpfern. Ihr glaubt an die Reinheit und Ehre ihres Heldentums. Das erscheint Euch selbstverständlich. — Aber das Bild

der Ahnen, das laßt Ihr beschmutzen, das laßt Ihr zertreten in Dreck und Kot. Da glaubt Ihr fremden Verleumdern mehr als Eurem eigenen Blute. Lernt wieder glauben an Euch selbst, dann werdet Ihr nicht in den Fehler verfallen, heidnisch gleich empfindungs- und gefühllos zu setzen. Bauer sein, heißt heute wieder Hüter heiligen Bodens sein, und Heide sein, heißt heute wieder, sich zu der Heiligkeit unseres Blutes zu bekennen.

Du meinst, Christ höre sich besser an als Heide. Nun, wer erkennt dich denn überhaupt als Christin an? Von den mehr als 200 christlichen Richtungen und Sekten erkennt jede nur sich selbst als Christen an. Für die Katholischen bist du sowieso eine Heidin schlimmster Art. Du sagst: Du bist evangelische Christin. Nun gut. Auch das ist eine Vielheit von Richtungen. Kürzlich fiel mir da ein Schreiben eines süddeutschen evangelischen Landesbischofs in die Hände, in welchem dieser beispielsweise die „Deutschen Christen" und ihre Geistlichen als Heiden, als Irrlehrer und Irrgläubige, als reißende Wölfe im Schafpelz bezeichnete. — Zu was für eine Richtung bekennst du dich denn, Anna?" frage ich. Anna sieht mich mit großen Augen an. „Darum habe ich mich noch nicht bekümmert", antwortet sie dann. — „An was glaubst du denn?" frage ich weiter. — „Na, an Gott", ist ihre verblüffte Antwort. — „Das taten unsere heidnischen Vorfahren auch", entgegne ich ihr. Anna sitzt ratlos da. Da schlägt eine Uhr halb. — „Es ist halb elf", sage ich, „nun wird's aber Zeit, daß ich mich davon mache." Ich stehe auf, auch Onkel August erhebt sich. — „Nee, Robert", sagt Mutter Reincke, „soviel hast du uns nun erzählt, was wir nicht glauben sollen, aber nu erzähle uns doch auch, was wir eigentlich glauben sollen."

„Eigentlich habe ich Euch das schon gesagt", erwidere ich stehenbleibend, „aber ich will es kurz noch einmal zusammenfassen:

Wir glauben, daß wir nicht als Mensch, sondern als Volk auf dieser Erde sind. Wir glauben, daß die in unserem Volke durch Blut und Rasse bestimmten Kräfte immer da waren und immer da sein werden. Wir wissen, daß

diese Kräfte in ihrer Wirkung für das Volk bestimmt werden von der Reinheit des Blutes und von der Reinheit der Rasse. Je reiner das Blut und je reiner die Rasse, desto klarer und einheitlicher ist auch das Volk im Ausdruck seines Gefühls und seines Empfindens, im Ausdruck seines Willens zur Gemeinschaft und im Ausdruck seines Glaubens an seine Unsterblichkeit. Die Rasse, unser nordisches Blut, ist uns daher Ausdruck des Göttlichen. Göttlich deshalb, weil dieses ewige Gesetz uns den Weg zeigt zum höchsten Grade der Volkommenheit eines Volkes. Damit zeigt das Göttliche auch für den Einzelnen den Weg zur größtmöglichen Vollkommenheit seines Ichs. Im Dienst am Volke! So ist uns Dienst am Volke, Gottesdienst. — Eine Religion hat ihren Wert oder Unwert dadurch zu erweisen, daß sie das Lebensgefühl des Menschen zu steigern imstande ist. Tut sie das, so ist sie für den betreffenden Menschen die artgemäße Religion, dann ist sie eben Ausdruck seines innersten Gefühls. — Wie sehr ein solcher Volk-Glaube, ein solcher Glaube an unser Blut unser Lebensgefühl steigert, wird der empfinden, der sich ganz und gar als Glied seines Volkes, als wirklicher Volksgenosse fühlt. Ihn wird nie die Sorge um das eigene Wohl so sehr bekümmern, weil über seinen eigenen Sorgen die Freude am Aufstieg seines Volkes steht. Seine größere Sorge wird immer die sein, am Aufstieg seines Volkes mitschaffen zu dürfen, denn dieses Mitschaffen ist ihm Sinn des Lebens. Die Freude am Glück der anderen wird ihn selber glücklich machen. Ein solcher Volksgenosse wird auch niemals alt werden können, mag er auch noch so alt an Jahren werden. Sein Mitleben, sein Mitfreuen mit der Jugend wird ihn immer frisch und rege halten, und er wird die Last des Alters weniger fühlen als ein anderer. Ihn wird auch niemals jene quälende Angst vor einem kommenden Ende packen, weil er weiß, daß er zu seines Gottes Freude gelebt hat, weil er den Sinn seines Lebens, den Dienst am Volke erfüllt hat. Ein solcher Mensch nimmt sein eigenes Ich nicht so wichtig, und weil er gewohnt ist, im Wir zu denken, greift er auch über die Zeit hinaus

und richtet danach sein Handeln ein. Solches Leben wird voll Freude und Frohsinn sein, weil es in seinem unzerstörbaren Glauben an das Gute seiner Art sich immer wieder zu neuem Schaffen erhebt. Ein solcher Mensch weiß, daß all das Gute, was er tut, niemals vergehen kann, weil seine Art, sein Blut ewig ist, und diese Gewißheit wird ihn immer mehr anstacheln, immer mehr Gutes zu tun. Ein solcher Mensch wird auch aus dem Bewußtsein der Begrenztheit seines und seiner Mitmenschen Leben das Gute, das er seinem Kameraden, seinen Nächsten zu geben hat, nicht aufschieben, weil er weiß, daß das Gute, das er dem Nächsten zu geben hat, diesem nur bei seinen Lebzeiten etwas nützt. Er weiß, daß kein Beten und kein Meßopfer dem Nächsten nach seinem Tode etwas nützt, und daß es nach dem Tode des anderen keine Möglichkeit mehr für ihn gibt, das nachzuholen, was er seinem Nächsten bei Lebzeiten zu geben vergaß. Aus dieser Erkenntnis erwächst ihm die harte Pflicht der tätigen Nächstenliebe am Volksgenossen. Diese Nächstenliebe darf sich aber nicht darauf beschränken, dem Nächsten Freude zu machen, nein, diese Liebe zum Nächsten muß, was meistens vergessen wird, auch ihren Ausdruck darin finden, daß man unnötiges Leid nicht verursacht. Ist es aber nicht so, daß jeder sich für berechtigt hält, seine Stimmungen und Launen an seinen Nächsten, die ihm oft die Liebsten sind, abzuwälzen? Gerade diese tausend Nadelstiche des täglichen Lebens aber sind es, mit denen sich die Menschen das Leben gegenseitig vergällen, die ihnen das Leben so unfroh und so unwert machen. Die sie dieses Leben als ein Jammertal erscheinen und die Hoffnung auf Erlösung in einem besseren Jenseits immer wieder wach werden lassen. So jammern die Menschen nach Erlösung und hoffen auf einen Heiland, und fahren indessen fort, ihren Nächsten mit tausend kleinen Nadelstichen das Leben zu vergällen. Niemand aber, auch kein Heiland, wird sie von dieser Sünde wider den Nächsten erlösen. Da hilft nur eins! Die klare Erkenntnis, daß wir nicht berechtigt sind, Stimmungen und Launen auf unseren Nächsten abzuwälzen. Da hilft auch kein Entschuldigen, daß man

nichts Böses gewollt hätte. Die Tatsache, unseren Nächsten unnötigerweise gequält zu haben, ist Sünde, und gegen ihre Folgen hilft uns keine Gnade eines Heilands, sondern nur unser Verantwortungsbewußtsein gegenüber unserem Volke und damit auch gegenüber unseren Nächsten. Die Erde ist kein Jammertal! Wir machen sie erst zum Jammertal, wenn wir gegen das ewige Gesetz der Gemeinschaft handeln." — Ich halte einen Augenblick inne. — „Dann gibt es also kein Weiterleben nach dem Tode?" fragt Anna. „Ja", sagt Mutter Reincke, „ich wollte auch gerade sagen: „Wie stellt Ihr Euch denn nu das Jenseits vor?" —

„Mutter Reincke", antworte ich, „Eure Fragen zeigen, wie stark das Christentum unser Volk vergiftet hat. Wie die Menschen immer nur vom Ich aus zu denken vermögen. Wer gelernt hat, vom Volke aus zu denken, wird diese Frage nie so stellen können. Aber Mutter Reincken, ich halte Sie auch für eine viel zu gute deutsche Mutter, um glauben zu können, daß Euch diese Frage so völlig beherrschen könnte. Denn ich weiß zu genau, daß, wenn einmal Euer letztes Stündlein kommt, Euer letzter Gedanke nicht bei dieser Frage sein wird, sondern er wird da sein, wo Euer Blut ist, bei Euren Kindern und Enkeln, bei Eurem Manne und Euren Lieben. Ich bin überzeugt, daß die Sorge für sie dann für nichts anderes mehr Platz lassen wird. Das Bewußtsein, als Mutter und Frau bis zum Letzten Eure Pflicht erfüllt zu haben, wird Euch in dieser Stunde ruhig und stark machen." — Feierliche Stille ist nach diesen Worten in diesem Raum, und Mutter Reincke sagt nur einfach: „Ja, Robert, das kann sein." — „Ja, Mutter Reincke", erwidere ich, „anders kann es auch nicht sein, denn eine Mutter, die so eigensüchtig wäre, ihre Kinder um ihr Eigenwohl zu vergessen, wäre keine Mutter nach unseren Begriffen. — Und zur Frage des Jenseits selbst? Weshalb das wissen wollen, was man nicht wissen soll, und weshalb respektieren wir nicht die Grenze, die das Göttliche unserem Erkennen gezogen hat. Ist nicht gerade die Achtung vor jener Grenze das, was man so schön mit Gottvertrauen bezeich-

net? Brauchen wir denn immer erst einen Garantieschein für das Jenseits, um an die Allkraft des Göttlichen glauben zu können, und um das Gute zu tun und das Schlechte zu lassen? Nun, eins ist Tatsache, daß die göttliche Kraft, die unser Volk und uns schuf, uns keinen Sinn mitgegeben hat, uns auf ein Jenseits einzurichten oder vorzubereiten. Niemand von uns vermag das All auch nur gedanklich zu erfassen, wie wollen wir uns da vermessen, zu behaupten, daß es jenseits dieses Alls so oder so aussieht. Dagegen sind alle Sinne, die uns die göttliche Kraft, aus der wir gewachsen sind, mitgab, für das Diesseits bestimmt. Zum Leben auf dieser Erde gab sie uns den artsicheren Instinkt, Verstand und Vernunft zum Erkennen und Fassen ihrer ewigen Gesetze. Im Leben nach diesen Gesetzen dienen wir dieser unfaßbaren Kraft, die sich überall in uns und um uns als das Göttliche offenbart. Diese Kraft, die sich in ihrer ewigen Gesetzlichkeit im Kreislauf der Gestirne, im Wechsel der Jahreszeiten und im Leben um uns sich uns täglich offenbart, finden wir überall, und deshalb kann Gott für uns niemals in einem Hause, in einem Tempel oder einer Kirche wohnen. Der nordische Mensch fühlte sich deshalb von jeher dem Göttlichen da am nächsten, wo die Erhabenheit der Natur ihn besonders beeindruckte, oder wo Männer seines Blutes durch ihr heroisches Leben und Sterben ihm eine Stätte heilig gemacht hatten. Damit bekannte er sich zu seinem Blut, zu seinem Volk. Auch uns sind diese Stätten großen Sterbens wieder heilig. Heilig, weil wir in solchem heroischen Sterben den göttlichen Ausdruck des ewigen Kampfes gestaltender und zerstörender Kräfte sehen. Erst aus dem Begreifen dieses nie endenden Kampfes gestaltender und zerstörender Kräfte im Volke, wie im Einzelmenschen lernen wir unser Volk und unsere Volksgenossen verstehen und lieben. Erst wenn wir begreifen, daß in jedem Einzelnen von uns Gutes und Schlechtes, Wertvolles und Minderwertiges steckt, das im fortwährenden Ringen miteinander uns einmal so und einmal so erscheinen läßt, erfassen wir auch die Not des anderen in seinem Ringen um die Wertigkeit. So lernen wir aus diesem Kampfe den einzelnen Volks-

genossen besser verstehen, und wir lernen das Gute an ihm mehr schätzen und das Mindere an ihm weniger scharf verurteilen, so lange er als Mensch noch dienendes Glied an der Volksgemeinschaft ist. Ebenso wie den einzelnen Volksgenossen lernen wir dann auch das Volk in seinem Ringen um die Werte mit seiner Vielgesichtigkeit beurteilen, verstehen und lieben. Wir lieben dieses Volk mit allen seinen Vorzügen und seinen Schwächen so, weil es uns Ausdruck eigener Ewigkeit ist. So beziehen wir alles auf dieses Volk und empfinden als Recht, was ihm nützt, und als Unrecht, was ihm schadet, und so beurteilen wir den Wert des einzelnen Volksgenossen nach der Höhe seiner Leistungen an diesem Volk. Damit ist für uns ganz klar und eindeutig umrissen, was Recht ist und was Unrecht ist, was gut ist und was böse ist. Diese Bestimmtheit der Begriffe gibt uns die innere Freiheit des Handelns, die innere Geschlossenheit der Auffassung und das innere Gleichgewicht der Seele. Ein solcher Mensch geht stolz und frei, ruhig und bestimmt seinen Weg, ihm kümmert wenig, was andere für Recht oder Unrecht halten, ob andere ihn für gut oder schlecht bewerten. Seine Überzeugung von Recht und Gut ist sein Glaube, und dieser Glaube ist sein Volk. Diesem Glauben haben alle unsere großen Männer unseres Volkes gedient, und dieser Glaube gab ihnen die Unsterblichkeit. Dieser Weg allein führt zu Freiheit und Größe unseres Volkes und damit auch zu Freiheit und Größe unseres Selbst! Ist so ein Glaube nun ein Unglaube?“ frage ich, nach Hut und Mantel greifend. „Nein“, ruft Franz. — „Aber das wird noch lange dauern, bis alle so denken“, sagt Anna, „und du, Robert, wirst das auch nicht mehr erleben.“ — „Anna“, antworte ich, „wer vom Wir, vom Volke aus zu denken gelernt hat, der rechnet mit anderen Zeiträumen, als das kleine Ich es tut. Wie lange das noch dauern wird, weiß ich nicht, daß aber einst der völkische Gedanke auch religiös über das jüdisch-internationale Prinzip siegen wird, ist meine heiligste Überzeugung!“ — Ich verabschiede mich. Mutter Reincke sagt dabei: „Ja, ja, Neue Zeit, Neuer Glaube“, und Franz quetscht mir vor Begeisterung bald die Finger ab. —

„Das war heute aber richtig", sagt Walter und grüßt: „Heil Hitler! Robert!" — „Heil Hitler! Walter!" antworte ich. Der alte Krüger geleitet uns noch bis auf den Tritt vor dem Hause, reicht mir noch einmal die Hand und sagt: „Ja, Robert, morgen ist Karfreitag, und jedesmal, wenn ich dieses Wort wieder hören werde, werde ich an unseren heutigen Abend denken. Gute Nacht, Robert!" — Als ein paar Augenblicke später ich auf der einsamen Dorfstraße Bauer Schulze die Hand zum Abschied reiche, da tippt er mir gegen die Schulter und sagt: „Du, Robert, ich glaube, Ihr schafft es doch!" Mit einem kräftigen Händedruck danke ich ihm für seinen Glauben an uns und unsere Zeit.

Ich schwinge mich aufs Rad, während Bauer Schulze auf seinen Holzpantoffeln seinem Hoftor zuklappert.

Geisternd schaut der Ostermond unter Wolkenfetzen hervor, während brausend der Frühlingssturm über Dorf und Flur jagt. Wird er sie aufrütteln, all die schlafenden Herzen? Ich fahre zum Dorf hinaus, die Landstraße entlang, unser Hof liegt weit draußen, ganz allein. Alle meine Vorfahren, soweit sie Bauern waren, haben so allein gewohnt. Mir fällt das gerade so ein, während ich unter den hohen Pappeln an Koppeln und frischer Saatfurche vorbeifahre. Diese Erde wartet auf Saatkorn. — — Ich habe heute gesäet! — Ich weiß, die Saat wird aufgehen, und sie wird Frucht bringen. Hundertfältig!

Und diese Frucht wird wieder Saat werden, und daraus wieder neue Frucht, und das so fort, — ohne Ende. Denn Ende gibt es für uns nicht. Für uns gibt es keinen Tod! — Denn vor uns steht die Ewigkeit unseres Volkes!

Das Schwert der Kirche und der germanische Widerstand

109 Seiten — br. 1,50

Untersuchungen zur Germanenmission, in Verbindung mit Günther Saß, Karl Rosenfelder, Friedrich Wilhelm Prinz zur Lippe und Dr. Herbert Reier, herausgegeben von Universitätsprofessor Dr. Gustav Neckel und Dr. Bernhard Kummer.

Der Aufbau schreibt 20. 10. 34:

Die Schrift des bekannten Univ.-Prof. zählt zu dem Bedeutendsten, was auf dem Gebiete des Religionslebens unserer Vorfahren und der Einführung des Christentums bei den Germanen erschienen ist. Vornehmlich für Erzieher und Lehrer ist es ein wertvolles Nachschlagewerk.

Nordische Zeitung (Dez. 34):

... Wir empfehlen das Büchlein unseren Ortsgruppenleitern, Freunden und Mitführern, es liefert gutes und neues Material auch zum praktischen Kampf.

Die N.-S. Briefe (Juli 35) schreiben:

... So ist Neckels und seiner Mitarbeiter Schrift ganz besonders geeignet, den historischen Sachverhalt der Germanenmission aufzuhellen, weshalb das „Schwert der Kirche" hiermit ausdrücklich empfohlen sei.

„Ziel und Weg" (1935, Heft 12) heben das quellenmäßige Material, der **„Hammer"** (Februar 1935) die kulturgeschichtliche Mission des Buches empfehlend hervor.

Selbst die theologischen bzw. christl. Zeitschriften konnten nur den Versuch machen, durch: Ja — aber ... die Wirkung dieser wichtigen Schrift abzuschwächen.

Der **Völkische Beobachter** 11. 8. 35:

Mancher hat ein Schwert geführt. Auch mancher, dessen Amtes es gewiß nicht war: mancher Papst!

Und doch: der Papst, der das Schwert wenigstens offen führte, wird bei der Gesamtbeurteilung noch immer besser wegkommen, als jener, der es heimlich benützte. Welche grauenhafte Waffen aber das offene und das heimliche Schwert der Kirche von jeher waren — ohne daß die betroffenen Völker meist die furchtbaren Wunden richtig begriffen —, das zeigt der gewissenhafte Forscher in seinem Werke unwiderleghaft und sachlich auf.

Gustav Neckel

Die Bekehrung der Germanen zum Christentum im Lichte der Quellen

(enthalten in: Neckel, Das Schwert der Kirche) 1,50

Adolf Klein Verlag, Leipzig S 3